

MITTEILUNGSBLATT ZENTRUM FÜR REGIONALGESCHICHTE

35. JAHRGANG · 2010

KREISAUSSCHUSS DES MAIN-KINZIG-KREISES · AMT FÜR KULTUR UND SPORT



Robert Sterl's Atelierhaus in Wittgenborn
Öl auf Leinwand auf Pappe, 34,5 x 46 cm
Bezeichnet links unten: W. 16.5.03
Robert-Sterl-Haus Naundorf, Inv.-Nr. G.20





Energie ist für uns Verantwortung. Kompetent, kommunal, kundennah.

- Bundesweite faire Stromtarife
- ÖKOPOWER – Strom aus Wasserkraft
- ENERGIE⁵ – Günstiger Strom für das Ehrenamt
- Kundennähe durch persönliche Berater
- Energiesparen mit Wärmepumpen
- Regionaler Arbeitgeber mit Verantwortung



LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

Eine bunte Palette regionaler Themen liegt vor ihnen ausbreitet. Gleich zu Beginn bezeugt der Titel die meisterliche Pinselführung des berühmten deutschen Impressionisten Robert Sterl aus Dresden, der als Dependance ein Künstleratelier in Wächersbach-Wittgenborn betrieb (rechts im Bild). Das inzwischen zum Zeitzeugen geworden Ölbild von 1903 hält die ursprüngliche Situation des Dorfes für die Nachwelt fest.

Dem Gedenken des vor 65 Jahren von den Nationalsozialisten in Dachau ermordeten Hanauer Landrates Eugen Kaiser gelten die Reden von Landrat Erich Pipa und vom Hanauer Oberbürgermeister Claus Kaminsky. Mit „Selbst die Steine schreien“ wird der Hanauer Regimegegnerin Elisabeth Schmitz ein Denkmal gesetzt, die sich 1935 in einer öffentlichen Denkschrift gegen die Judenverfolgung empörte. Lange vergessen, wird ihr Kampf gegen die Nationalsozialisten neu bewertet, wodurch sie zu einem Vorbild für uns alle wird.

Auch die weiteren Beiträge sind lesenswert: Im Bereich der Naturkunde widmen wir uns beispielsweise der Sibirischen Schwertlinie und der Wasseramsel sowie dem „geheimnisvollen Leben im Dunkel wassergefüllter Baumhöhlen“.

Weiterhin thematisieren wir 775 Jahre Ronneburg, die Identifizierung einer Dame „derer von Hutten“ sowie die sagenhafte Geschichte des Juden Heinrich Stern aus Unterreichenbach, der Mitte des 19. Jahrhunderts als christlicher Missionar in Abessinien tätig war.

Allen ehrenamtlichen Autorinnen und Autoren sei herzlich gedankt!

Christine Raedler

TITELBILD

Sterls Atelierhaus in Wittgenborn; Öl auf Leinwand auf Pappe, 34,5 x 46 cm; Bezeichnet links unten: W. 16.5.03; Robert-Sterl-Haus, Naundorf, Inv.-Nr. G 20

Mit freundlicher Genehmigung von Renate Zeißig, Geschäftsführerin des Robert-Sterl-Hauses in Struppen – OT Naundorf

IMPRESSUM

ISSN 2190-6041

Herausgeber:

Kreisausschuss des Main-Kinzig-Kreises · Amt für Kultur und Sport

Bezugsadresse:

Main-Kinzig-Kreis – Zentrum für Regionalgeschichte
Barbarossastraße 16–18 · 63571 Gelnhausen
Telefon 06051-85-11219 / -14318 · Telefax 06051-85-14611
E-Mail: christine.raedler@mkk.de

Redaktionsschluss der vorliegenden Ausgabe war der 01.11.2010

Redaktion: Christine Raedler

Layout und Gesamtherstellung: United Power Fields UG · Hanau

Preis: 5,80 € zzgl. Versandkosten

Anmerkung:

Für Wortlaut und Inhalt jeder Veröffentlichung ist der Verfasser verantwortlich. Mit der Einsendung wird das Recht zu redaktioneller Bearbeitung anerkannt. Nachdruck mit Genehmigung gestattet.

© Alle Rechte bleiben bei der Redaktion.

Zum Gedenken an Eugen Kaiser anlässlich seines**65. Todestages**

Landrat Erich Pipa 04
Oberbürgermeister Claus Kaminsky 07

Elisabeth Schmitz – „Selbst die Steine schreien“

Ursula Zierlinger 08

„Daß ein gutes Deutschland blühe“

Dr. Friedrich Schorlemmer 13

Die Sibirische Schwertlilie – Blume des Jahres 2010

Peter H.-J. Warmbold 14

Geheimnisvolles Leben im Dunkel wassergefüllter Baumhöhlen

Rudolf Malkmus 15

Wasseramsel-Monitoring im Main-Kinzig-Kreis

Horst Basermann, Dr. Matthias Kuprian,
Sibylle Winkel 17

Naturbeobachtungen auf ehemaligen Streuobstwiesen in Gelnhausen

Elfriede Kaiser 22

775 Jahre Ronneburg (1236–2011)**Die Urkunde des Staufer-Kaisers Friedrich II.**

Ferdinand Graef 23

Heinrich A. Stern aus Unterreichenbach – „Du wirst geleitet vom Schweigen Gottes“

Peter Mosler 25

Grundfragen und Erkenntnisse der Heimatgeschichte in unserer Zeit

Hans-Wolfgang Bindrim M.A. 30

Erinnerung an das Schlüchterner Jubiläumsjahr 1993

Hans-Wolfgang Bindrim M.A. 39

Berliner Porzellanplastik des Jugendstils**Adolf Ambergs „Hochzeitszug“ für den preußischen Kronprinzen**

Dr. Juliane Kirschbaum 42

Der Maler Robert Sterl und sein Wirken in Wittgenborn

Gerhard Jahn 47

Chancen und Risiken regionaler Geschichtsforschung

Prof. Dr. Heinz Schilling 54

Die unbekannt Dame auf Schloss Frankenberg

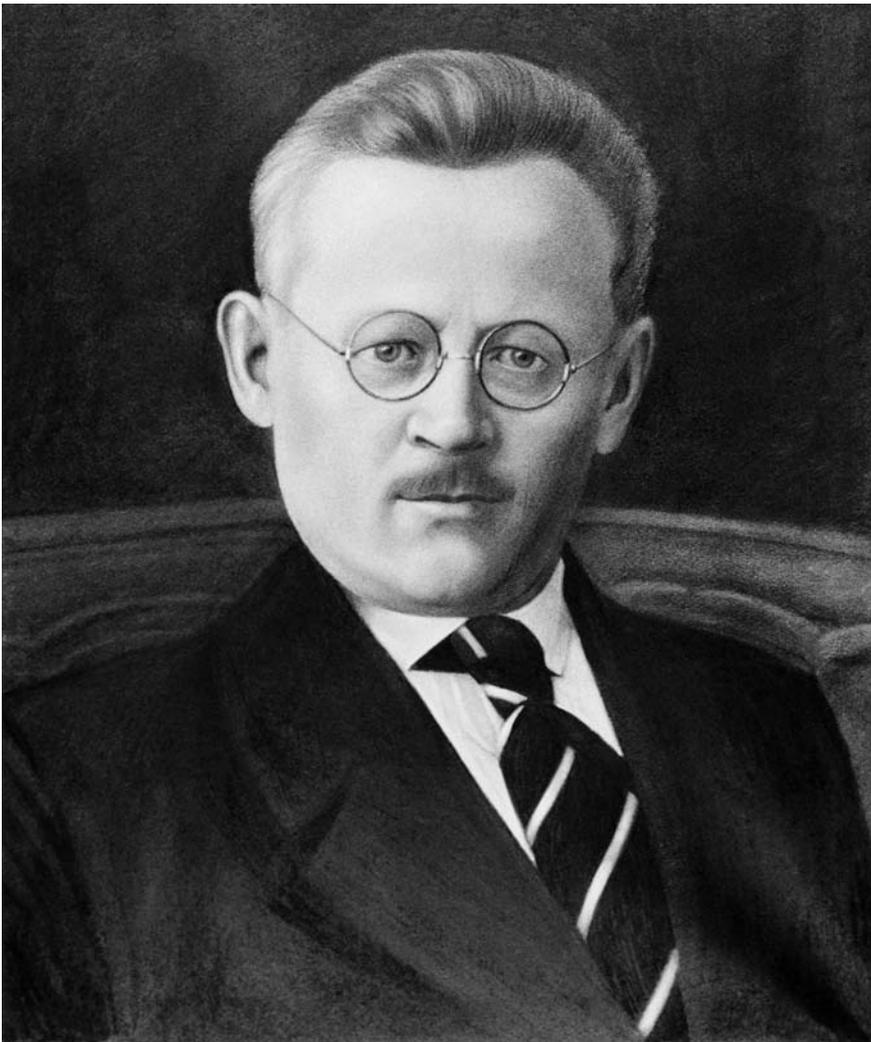
Dr. Georg-Wilhelm Hanna 60

Personalien 63

Legalisierter Raub. Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden in Hessen 1933–1945

Dr. Bettina Leder-Hindemith 64

Veranstaltungen und Termine 66



Der ehemalige Hanauer Landrat Eugen Kaiser
Foto: Medienzentrum/Bildarchiv Hanau

Gedenkrede von Landrat Erich Pipa

Zum Gedenken an Eugen Kaiser anlässlich seines 65. Todestages



Sehr geehrte Damen
und Herren,

ich begrüße Sie hier
am Denkmal für den
ehemaligen Hanauer
Landrat Eugen Kaiser,
um mit Ihnen ge-
meinsam diesem Mann zu gedenken,
der vor 65 Jahren im Konzentrations-
lager Dachau von den Nationalsozialis-
ten ermordet wurde.

Besonders möchte ich zunächst
aber begrüßen den Oberbürgermeister
der Stadt Hanau, Claus Kaminsky und
die Schulleiterin der Eugen-Kaiser-
Schule Hanau, Claudia Borowski, die
mit mir gemeinsam durch Ihre Rede-
beiträge dieses Gedenken gestalten
werden. Ich begrüße auch den Ersten
Kreisbeigeordneten Günter Frenz sowie
die ehrenamtlichen Kreisbeigeordneten,
die Mitglieder des Kreis Ausschusses
und des Kreistages, die Landräte a. D.

Hans Rüger und Karl Eyerkauf, die
Bürgermeister von Wächtersbach, Ron-
neburg, Großkrotzenburg und Schön-
eck sowie die Mitglieder des Magistrats
von Hanau.

Grüße darf ich Ihnen von der En-
kelin Eugen Kaisers, Stephanie Buch,
übermitteln, die heute leider wegen
eines Familientreffens nicht unter uns
sein kann. Sie bittet aber darum, mit-
zuteilen, wie sehr es sie mit Freude und
Stolz erfülle, dass ihrem Großvater die
Ehre seines Andenkens heute zuteil
wird.

Für die musikalische Gestaltung
haben wir den Künstler Peter Back ge-
wonnen, der drei Stücke auf dem Saxo-
phon darbieten wird.

Bedanken möchte ich mich bei den
Schülerinnen und Schülern der Eugen-
Kaiser-Schule, die es sich nicht neh-
men ließen, aus gegebenem Anlass,
die Pflanzschale für Eugen Kaiser zu
gestalten. Ebenso gilt mein Dank den
Schülerinnen, die ein Gesangsstück
beitragen werden.

Am 28. Oktober 1879 in Cleversulz-
bach, Neckarsulm (damals noch Hes-
sen-Nassau) als Sohn der Kleinbauern
Christian und Sophie Kaiser geboren,
trat Eugen Kaiser nach seiner Schul-
ausbildung in seinem Heimatdorf mit
17 Jahren eine Gärtnerslehre an. Als
Gärtnersgehilfe führte ihn sein Weg
schon früh von Esslingen über Berlin
und Wiesbaden nach Frankfurt/Main,
wo er von seiner gewerkschaftlichen
Organisation, dem Allgemeinen Deut-
schen Gärtnerverein, 1906 als soge-
nannter Gauleiter für Süddeutschland
mit Sitz in Frankfurt eingestellt wurde.
1907 heiratete Eugen Kaiser Marga-
rethe Falk. Aus der Verbindung gingen
1909 der Sohn Kurt und 1917 die Tocht-
er Emmy hervor.

Kaiser, der sich schon früh für die
Belange der Arbeiterbewegung interes-
sierte, wurde ab 1910 vom Frankfurter
Gewerkschaftskartell als Arbeitssekre-
tär berufen. Von nun an gehörten Rat
und Auskunft für Arbeitnehmer auf
allen Rechtsgebieten, insbesondere in
Sachen Arbeiterversicherung zu seiner
Aufgabe, der er nach eigener Aussage
leidenschaftlich nachkam und „jeder-
mann Auskunft und Rechtshilfe ge-
währte“. Mussten doch die Arbeitneh-
mer in dieser Zeit noch ihre Rechte er-
kämpfen, was den Bildungsschwachen
ohne Unterstützung schlichtweg un-
möglich war.

Von Grund auf kannte Eugen Kaiser die Sorgen und Nöte der „Kleinen Leute“. Angetreten ohne höhere Schulbildung bildete Kaiser sich als Autodidakt weiter; er besuchte die Gewerkschaftsschule und einen Kurs für Arbeitssekretäre. Schließlich zog er für die Sozialdemokraten als Stadtverordneter ins Frankfurter Parlament, von wo aus er 1920 in den ersten Reichstag der Weimarer Republik gewählt wurde.

Viele Reden Kaisers aus dieser Zeit sind in den Protokollbüchern des Reichstages erhalten geblieben. Sie bezeugen den zu tiefst auf das Wohl der „einfachen Leute“ bedachten Geist Kaisers, der sich unermüdlich für eine Besserstellung von Arbeitern und sozial Benachteiligten einsetzte – sei es, um die rechtlichen Grundlagen für Arbeitsrechte durchzusetzen wie die Regelarbeitszeit von acht Stunden am Tag oder den Beschluss für Absicherungen z. B. der Arbeitsunfähigkeits- oder Invalidenrente zu erwirken.

Aber eine zweite Legislaturperiode als Reichstagsabgeordneter hat es für den brillanten Redner Kaiser nicht gegeben. Als bei der Wahl vom Mai 1924 die Sozialdemokraten bittere Verluste hinnehmen müssen – die Zahl ihrer Sitze sinkt rapide von 171 auf 100 – scheidet Kaiser als Vertreter seines Wahlkreises aus (Wahlkreis 21, Hesse-Nassau).

Nachdem Eugen Kaiser zunächst kommissarisch das Amt des Hanauer Landrates übernommen hatte, wird er am 29. November 1922 offiziell als Landrat von Hanau bestellt. Sofort macht er sich an die Arbeit, in der wirtschaftlich schweren Zeit, die auch von innenpolitischen Krisen und Unruhen gerade auch im Hanauer Raum gezeichnet ist, die Lebensbedingungen der Bevölkerung zu bessern. Es ist die Zeit, in der in ihm bereits ein starkes Verantwortungsgefühl für die ihm anvertrauten Bürgerinnen und Bürger – rund 63.000 im Jahr 1925 – auszeichnet.

In der Personalakte schreibt der Regierungspräsident am 19. März 1929 in der Rubrik „Befähigungsbericht“ über den Landrat Eugen Kaiser: „Der weit über den Durchschnitt tüchtige, sowohl charakterlich wie seinen Fähigkeiten nach ausgezeichnete Beamte wird auf Dauer zweckmäßig in einem größeren Wirkungskreise zu verwenden sein. Seine Fähigkeiten – Kunst der Menschenbehandlung und tatkräftigen



Landrat Erich Pipa und Landrat a. D. Karl Eyerkauf vor dem Denkstein für Landrat Eugen Kaiser vor dem ehemaligen Hanauer Landratsamt in der Eugen-Kaiser-Straße 9 in Hanau

Auftreten – liegen vorzugsweise auf exekutivem Gebiet, so daß ich ihn in erster Linie für eine Polizeipräsidentenstelle vorschlage. Kaiser, den ich auch als Menschen besonders hoch schätze, und dessen den Durchschnitt weit überragende Verwaltungsbefähigung ich immer wieder feststelle, könnte dem Staat in einer bedeutungsvolleren Stellung, als der jetzigen, noch bessere Dienste leisten.“

Eugen Kaiser war ein starker politischer Kämpfer, dabei aber kein Radikaler, was das folgende Zitat verdeutlichen soll: „Über den Sieg entscheidet nicht die Barrikade sondern die Einigkeit aller Köpfe und Handarbeiter“ (Rede vor der Mitgliederversammlung der Eisernen Front am 6. August 1932 in Hanau).

Für die sozialdemokratische Sache kämpfte er überwiegend mit dem Wort – darauf bedacht, verantwortungsvoll einen Konsens der politischen Kräfte zu erwirken. Dennoch verstand er sich als Landrat für alle seine Bürger. Als engagierter Sozialdemokrat äußert sich Kaiser immer wieder kritisch auch zur Tagespolitik und den „Berliner Verhältnissen“.

Ab 1932 versuchen seine Gegner, ihm daraus den Fallstrick zu drehen. Er wird beim preußischen Minister des Inneren angeschwärzt, bei einer öffentlichen Veranstaltung offen die Schwachstellen der „Regierung der Barone“ – das ohne parlamentarische Mehrheit an die Macht gekommene Kabinett Franz von Papens (Präsidentenkabinett vom Juni 1932 bis zum 3. Dezember 1932) – dargelegt zu haben. Der Versuch bleibt vorerst vergeblich – so fest ist die Überzeugung des Regierungspräsidenten und selbst seiner politischen Kontrahenten, dass Kaiser bei aller Parteipolitik, keinen Augenblick das Wohl seines Landkreises und der Stadt Hanau aus den Augen lasse.

Selbst aus einfachen Verhältnissen stammend, fühlte Kaiser sich Benachteiligten besonders verbunden. Er verbesserte deren wirtschaftliche Situation und förderte das Schul- und Sozialwesen. So stand der Schulbau rund um Hanau ebenso auf seiner Agenda wie die Gründung einer Bau- und Siedlungsgesellschaft. Letztere sorgte bis 1933 für über 2.500 neue Wohnungen.

Konzentrationslager Dachau
Gefangenen-Eigentumsverwaltung

Häftl.-Nr. 108221

Effekten-Verzeichnis
für den sch -Häftling Kaiser Eugen
geb. am 28. 10. 79 zu Cleversulzbach Einzel. am: 16. 9. 1944

Hut/Mütze <u>1</u>	Binder	Füllhalter <u>4</u>	<u>Perille aus Kager</u>
Paar Schuhe/Stiefel	Halstuch/Schal	Schlüssel	
Strümpfe	Paar Handschuhe	Feuerzeug	
Gamaschen	Arbeitsanzug	Rasierzeug	
Mantel Sommer/Winter	Handtuch	Aktenmappe	
Rock Kittel	Manchetten-Knöpfe	Koffer	
Hose	Brieftasche m. Papier	Paket	
Weste	Inv.-Verz.-Karte	Verschiedenes: <u>Goldkette</u> <u>Taschenmesser</u>	
Pullover Strickw.	Arbeitsbuch		
Handl. u.	Wehrpass		
Unterhose m.	Ausschlussschein		
Kragen	Drehbleistift		

Ich erkenne vorstehende Eintragungen als richtig an:
Eugen Kaiser den 16. 9. 1944

Für die Richtigkeit:
Gefangenen-Eigentumsverwaltung:
Mayer

Bemerkungen: I. S. FOTO Nr. 1485

KI 53/4 45 500.000

Verzeichnis der Effekten Kaisers beim Haftantritt im Konzentrationslager Dachau

Als Landrat machte er sich weiter verdient um Fluss- und Gewässerregulierung. Er nahm sich weiterhin der sehr vernachlässigten Versorgung der Kreisgemeinden an, indem er den Bau bzw. Ausbau von Straßen und sonstigen Verkehrswegen wie den Kleinbahnen anordnete. Auch die Wasser-, Gas- und Stromversorgung wurde auf Kreisgebiet flächendeckend sichergestellt. Damals eine Pionierleistung! Die öffentlichen Bauvorhaben wurden als Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen für die vielen Erwerbslosen dieser Zeit genutzt.

Nach der Machtergreifung am 30. Januar 1933 warten die Nationalsozialisten nicht, den politischen Gegner Eugen Kaiser umgehend auszuschalten. Am Faschingsdienstag, dem 28. Februar, wird Landrat Kaiser vorläufig beurlaubt und schließlich am 8. März in den einstweiligen Ruhestand versetzt. Die endgültige Entlassung lässt nicht lange auf sich warten. Ebenso sein Auszug aus der Amtswohnung. 11 Jahre lang war das Landratsamt Hanau Arbeitsplatz für Eugen Kaiser und Lebensmittelpunkt für ihn und seine Familie gewesen.

In der Folgezeit werden Eugen Kaiser systematisch seine Pensionsbezüge streitig gemacht, und er wird mit unverschämten Rückerstattungsansprüchen drangsalieren. Inzwischen lebt die Familie in Seckbach im Hartmannsweg 21, in einem kleinen Siedlungshäuschen mit Garten, in dem der Landrat

a. D. Kartoffel anbaut, um seine Familie durchzubringen.

Als nach dem missglückten Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 bei der sog. „Aktion Gitter“ neben den Widerstandszentren in der Wehrmacht, im Staatsapparat und in den Kirchen auch die der illegalen Arbeiterbewegung aufgerollt werden, ist unter den rund 7.000 Verhafteten auch Eugen Kaiser. Nicht ohne Grund – nach Aussagen der Familienangehörigen hatte er bis zum Schluss immer wieder an politischen Treffen im Untergrund teilgenommen und entschieden den Fluchtweg ins Exil abgelehnt mit der Begründung, er werde doch hier in seinem Land gebraucht.

Eugen Kaiser wird verschleppt und am 16. September 1944 in das Konzentrations-

lager Dachau eingeliefert. Als im Dezember 1944 seine herzkrankte Frau Margarethe stirbt, bricht auch sein Überlebenswille. Er ist der Tortur aus Kälte, Hunger, Frondienst und Folter nicht mehr gewachsen. Erschreckend formal bezeugt die beim Internationalen Suchdienst in Bad Arolsen erhalten gebliebene Sterbemeldung des Konzentrationslagers Dachau den Tod Eugen Kaisers am 4. April 1945 um 9 Uhr 10.

Damit hatten die Nationalsozialisten ihr Ziel erreicht: die Vernichtung eines in seiner Region und darüber hinaus federführenden Politikers, der letzten Endes für seine sozialdemokratischen Ideale gestorben ist.

Der Ausspruch des großen deutschen Aufklärers Emmanuel Kant bringt unsere moralische Verpflichtung für das Gedenken Eugen Kaisers als ein Vorbild und mahnendes Schicksal auf den Punkt: „Tot ist nur, wer vergessen wird.“

Dachau, den 1. April 1945

Der Landrat a. D. Eugen Kaiser

geboren in Frankfurt/Main, Hartmannweg 21

am 4. April 1945 um 9 Uhr 10 Mittags

in Dachau, verstorben.

Der Verstorbene war geboren am 28. Oktober 1879

in Cleversulzbach.

(Standesamt ...)

Wohnort: Christian Kaiser, verstorben.

Mutter: Sofie Kaiser, geborene Volpp, verstorben.

Der Verstorbene war ... verwitwet.

Ertragene auf mündliche ... Anzeige des Kriminalsekretärs

Otto Klopffmann

Der Anzeige ist dem Standesbeamten bekannt.

Bereitstellen, genehmigen und unterschreiben

Der Standesbeamte

Unterschrift: Fleckfieber.

Auszug aus dem Sterberegister Dachau

Rede von Oberbürgermeister Claus Kaminsky



Meine sehr geehrten Damen und Herren,

wir gedenken heute Eugen Kaiser, eines aufrechten Sozialdemokraten, brillianten Reichstagsabgeordneten und beliebten Landrat, der am 4. April 1945 – vor 65 Jahren – sein Leben lassen musste.

Die Kartei des Konzentrationslagers Dachau verzeichnet bürokratisch „den Tod des Häftlings Nr. 108.222“. Offensichtlich vor Hunger und Entkräftung starb der Mann, der den Landkreis Hanau in den schweren Jahren der Weimarer Republik mit Umsicht und Tatkraft geleitet hatte. Gut drei Wochen später, am 29. April 1945 wurde das KZ befreit.

Mit seinem Wohn- und Amtssitz war Kaiser von 1922/1923 an in der Brüder-Grimm-Stadt Hanau – hier in diesem Gebäude – präsent und eine anerkannte wie geachtete Persönlichkeit. Zusammen mit Dr. Kurt Blaum, der 1921 zum Oberbürgermeister der Stadt Hanau gewählt und ebenfalls 1933 aus dem Amt entfernt wurde, wird er manche Gespräche geführt und Aufgaben abgestimmt haben.

Ich denke hier etwa an die Bauvorhaben Musikerviertel, den Mainhafen (im Grunde Arbeitsbeschaffungsprogramme der 20er Jahre, für beide Sozialpolitiker immens wichtige kommunale Projekte mit weiter Ausstrahlung), die Verwaltungsgliederung unter dem Titel „Hanauer Organisation“, die Koordination der Polizeiarbeit, aber auch kulturelle Marksteine wie die Umwandlung des einstigen Schloss-Marstalls zur Hanauer Stadthalle 1928.

Umso erschütternder ist Kaisers Entfernung aus dem Dienst, die Brutalität und Rasanz der „Säuberung“, mit der sich die Machtergreifung 1933 in den Städten und Kreisen vollzog, zu bewerten. Da keine verbindlichen Konzepte der Parteiführung für die Strategie der kommunalen Machtergreifung vorgegeben waren, galt quasi das Faustrecht. Wir wissen von Korruptions-

und Bereicherungsvorwürfen sowie Pressekampagnen gegen Bürgermeister, Landräte und leitende Beamte. Körperliche Misshandlungen wie Psychoterror führten zu „freiwilligem Urlaub“ oder „Versetzungen in den einstweiligen Ruhestand“ – wie bei Kaiser und Blaum – es gab andernorts auch Selbstmorde.

Klagend sind die Gedanken, die uns heute Morgen begleiten: Warum? Wie konnte dies alles geschehen? Wie konnte ein Mann mit diesen Leistungen und dieser Reputation aus dem Amt gejagt werden? Wie haben auch in Hanau Tausende achtlos mit zugeesehen, dass dem NS-Regime nicht genehme Politiker, Sozialdemokraten, Kommunisten, Juden, Homosexuelle, Sinti und Roma verfolgt, eingesperrt, deportiert und umgebracht werden konnten?

Ich denke hier etwa auch an den Mord von Kaisers Reichstagsabgeordnetenkollegen Gustav Hoch aus Hanau, ebenfalls Sozialdemokrat, der 1942 im KZ Theresienstadt zu Tode kam. Er vertrat uns 1898–1903 und 1907–1929 in Berlin. Insgesamt 96 Reichstagsabgeordnete wurden verfolgt und kamen um.

Unfassbare Vorgänge, die in uns Beklemmung hervorrufen. Und zugleich mahnen: Es kann keine Relativierung der Verbrechen der Nationalsozialisten geben. Es kann nicht sein, dass Neonazis ungestraft von einer „Auschwitz-Lüge“ sprechen, historisch falsche Vergleiche ziehen, es an der Zeit sei „Schluss zu machen mit Demutsreden“. Gegen solches Gedankengut, das sich jederzeit in Taten Bahn brechen kann, muss sensibilisiert, ja gekämpft werden. Es ist unsere Pflicht, zu erinnern und aufzuzeigen, was unter der NS-Herrschaft in Kreis und Stadt vor sich ging, welche Wahnsinn Herrschaft ohne Einschränkung bedeutet. Welche Opfer zu beklagen, aber auch warum Wegschauen und Mitlaufen an der Tagesordnung waren.

Dass es durchaus Ausnahmen von der Regel des Schweigens gab, zeigt das Engagement der in Hanau geborenen Historikerin und Theologin Elisabeth Schmitz mit

ihrer Denkschrift gegen die Judenverfolgung von 1935/36.

So halte ich es nach wie vor unerlässlich, uns diese düsteren 12 Jahre unserer Stadtgeschichte, auch die guten Beispiele des aufstehenden Gewissens, immer wieder bewusst zu machen und entsprechend in die Öffentlichkeit zu tragen. Gerhard Flämigs Arbeit „Hanau im Dritten Reich“ leistete hier wichtige, grundlegende Arbeit. Regelmäßige Hanauer Ausstellungs- und Schülerprojekte wie etwa über Zwangs- und Fremdarbeiter, die Ermordung der Hanauer Juden, Sinti und Roma in den letzten Jahren sind wichtige Bausteine unserer Erinnerungskultur. Einer Erinnerungskultur, die unseren geschichtlichen Wurzeln die erforderliche Rechnung trägt, dem Verdrängen und Vergessen begegnet und uns zuverlässiger in die Zukunft blicken lässt. Wir müssen dabei stets über große und kleine Politik reden, allgemeine politische und gesellschaftliche Entwicklungslinien verstehen. Dabei erfahren wir von Mut und Opportunismus, von Anpassung und Distanz, von Fanatismus und Gleichgültigkeit, den Alltag der Diktatur. Sie mögen den noch lebenden Frauen und Männern des Widerstandes und der Verfolgung mit ihren Angehörigen Genugtuung geben.

Uns – wie auch den nachfolgenden Generationen – sollen die Aktivitäten Ansporn sein, nicht nachzulassen im Kampf gegen Neofaschismus und Ausländerfeindlichkeit, für Frieden, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Völkerverständigung und Menschenrechte einzutreten. Gerade für die jungen und zukünftigen Generationen, die Hanauer Schülerinnen und Schüler, ist es sehr wichtig, sich stets mit der Zeit des Nationalsozialismus eingehend auseinander zu setzen. Sie können aus der Beschäftigung mit der dunklen Epoche lernen, sich als mündige Bürgerinnen und Bürger gegen jegliche Formen von faschistischen Bestrebungen zu stellen und sich für die freiheitlich-demokratischen Grundwerte zu engagieren. Für ein solches Bemühen ist die Kenntnis der jüngsten Geschichte, wie auch des Lebens- und Leidensweges von Eugen Kaiser notwendige Voraussetzung.

Elisabeth Schmitz

„Selbst die Steine schreien“

Ursula Zierlinger



Elisabeth Schmitz



Ehemaliges Wohnhaus von Elisabeth Schmitz in der Hanauer Corniceliusstraße 16

„Selbst die Steine schreien!“ – In diesem Bild hatte Elisabeth Schmitz ihre Empörung über die unmenschlichen Maßnahmen gegen Juden zum Ausdruck gebracht. Sie schwieg nicht, bereits seit 1935 nicht. Die evangelische Kirche verdankt ihr die einzige bekannte Denkschrift¹, die sich mit der rassistisch begründeten Diskriminierungs- und Verfolgungspolitik der NS-Diktatur in ihrer Gesamtheit auseinandersetzte.

Elisabeth Schmitz starb 1977 in einem Offenbacher Krankenhaus. Die letzten 30 Jahre ihres Lebens hatte sie in ihrem Elternhaus in Hanau gewohnt. An ihrem Begräbnis nahm nur eine Handvoll Menschen teil. Der Tod dieser Frau mit einer unglaublichen Lebensleistung wurde kaum noch wahrgenommen. Erst 30 Jahre nach ihrem Tod konnte in Berlin in Verbindung mit der Evangelischen Akademie eine wissenschaftliche Tagung organisiert werden, in der ihr öffentlicher und privater Einsatz für die Entrechteten im

historischen, politischen, sozialen und kulturellen Kontext thematisiert wurde. Die Vorträge dieser Veranstaltung sind in einem Buch dokumentiert, das Manfred Gailus herausgegeben hat: *Elisabeth Schmitz und ihre Denkschrift gegen die Judenverfolgung. Konturen einer vergessenen Biografie (1893–1977)*.² Inzwischen ist vom gleichen Autor auch eine Biografie erschienen: *Mir aber zerriss es das Herz. Der stille Widerstand der Elisabeth Schmitz*.³

Lange Zeit blieb sie vergessen, doch ihr Leben sollte beispielhaft auf breiter Ebene kommuniziert werden. Warum heute noch? Elisabeth Schmitz gab selbst die Antwort darauf, auch wenn sie sich selbst natürlich nicht meinte, sondern die Beschäftigung mit der Geschichte des Dritten Reichs: „Weil wir uns sonst selbst um unsere Menschenwürde betrügen. Darin nämlich besteht diese Würde, dass der Mensch unterscheidet und sich entscheidet.“⁴

1893 wurde sie in Hanau geboren. Der Vater, Professor August Schmitz,

war seit 1877 Gymnasiallehrer an der Hohen Landesschule. Er war ein Bildungsbürger wie aus dem Bilderbuch: ein „klassischer“ Philologe – alte Sprachen, Geschichte, Theologie und Philosophie. Ursprünglich aus dem Rheinland kommend, fasste er schnell in Hanau Fuß, heiratete Clara Marie Bach, Tochter eines Hanauer Tabakfabrikanten, baute ein Haus in der Corniceliusstraße. Zweifellos gehörte er zu den Honoratioren der Stadt und engagierte sich im öffentlichen Leben, so zum Beispiel fast 40 Jahre im Vorstand der Diakonissenstation, der Vorgängerinstitution der Martin-Luther-Stiftung. Auch zu Hause war er dominant; die Mutter ordnete sich ganz unter und ging in ihrer Aufgabe als Hausfrau auf. Elisabeth hatte noch zwei ältere Schwestern, und der Vater legte Wert auf eine gute Ausbildung der Töchter. So unterstützte er die Wünsche seiner jüngsten Tochter, die Schilferschule in Frankfurt zu besuchen – das erste Gymnasium der Stadt, in dem

Mädchen das Abitur machen konnten. Ebenso ermöglichte er ihr im Anschluss ein philologisches Studium – Religion, Geschichte, Deutsch – zuerst in Bonn, dann in Berlin. Sie promovierte 1920 und legte 1921 das Staatsexamen für das höhere Lehramt ab. Diese Ausbildung war zwar für Frauen damals möglich, aber doch die Ausnahme. Sie blieb in Berlin und fand dort ihren Freundeskreis. Freundschaftlich verbunden blieb sie auch ihren Lehrern, dem Historiker Friedrich Meinecke und dem Theologen Adolf von Harnack. Ihr beruflicher Weg jedoch war wie der vieler Frauen mit ihrer Ausbildung in dieser Zeit mühsam. Die wissenschaftliche Karriere blieb ihr verschlossen, und im Schuldienst musste sie auf eine feste Stelle warten, bis sie fast vierzig Jahre alt war.

Die Familie blieb immer Ruhe- und Fluchtpunkt. Der Briefverkehr war rege und die Besuche bei den Eltern waren häufig. Dort konnte sie „faulenzeln nach Noten“⁵, und in den Sommerferien regenerierte sie in Hanau oder unternahm von hier aus Reisen. Der Vater blieb die wichtigste Bezugsperson, bedingt auch Gesprächspartner. Allerdings lebte er zur Zeit der eigentlichen Entwicklung seiner Tochter am Ende ihres Studiums und in der ersten Berufszeit bereits deutlich distanziert vom Zeitgeschehen, resignierte – vor allem bedingt durch den verlorenen Ersten Weltkrieg. Hilfe und Unterstützung in ihrer Ablehnung des NS-Regimes fand sie also nachhaltig vom Vater nicht, der 1935 allerdings auch bereits 85 Jahre alt war.⁶

Ihre Biografie zeigt eine unerschrockene, bescheidene Frau, die sich nicht einschüchtern ließ, die es nicht mit ihrem Lehrberuf vereinbaren konnte, in der Zeit des Nationalsozialismus gegen ihre Überzeugungen zu unterrichten.

Empört und zunehmend zornig erlebte sie die Ausgrenzung und systematische Entwürdigung der jüdischen Mitbürger. Bereits im September des Jahres 1935 legte Elisabeth Schmitz eine Denkschrift gegen die Judenverfolgung vor mit dem Titel „Zur Lage der deutschen Nichtarier“. Im ersten Teil Ihrer Denkschrift dokumentiert sie, mit welchen Mitteln die Menschen aufgewiegelt wurden gegen die Juden, die in Hetzschriften in ihrem Denken

und Aussehen Tieren gleichgesetzt werden, die nur lügen, betrügen und morden in ihrer Gier nach Macht und Reichtum – Kojoten und Schakale. Fast alle diese Schmähschriften enden mit der Forderung nach Reinhaltung der deutschen Rasse und drastischen Strafen für „Rassenschänder“. Im zweiten Teil ihrer Schrift stellt sie unmissverständlich dar, in welcher Not sich jüdische Familien, insbesondere Kinder bereits befinden, wie Existenzen durch Berufsverbote und Wirtschaftsboykotte vernichtet werden. Im September 1935 wurden auch die „Nürnberger Gesetze“ verabschiedet, womit die Rassendiskriminierung ihre gesetzliche Basis bekam. In einem Nachtrag geißelt sie die bereits sichtbaren Folgen der Nürnberger Gesetze und zitiert aus einem Artikel der „Times“, in dem die Lage der Juden als hoffnungslos beschrieben wird: Sie wurden erst entehrt und enteignet, dann ruiniert und enteignet, so dass Auswanderung nur für wenige möglich war: „a cold pogrom“, also ein kaltes Pogrom!⁷

Elisabeth Schmitz war tief religiös und fest davon überzeugt, dass der Glaube an Gott Gleichgültigkeit gegen diese Menschenverachtung ausschließt. Sie klagte ihre Kirche an: „Warum tut die Kirche nichts? Warum lässt sie dies namenlose Unrecht geschehen?“⁸ Sie war der Kirche eng verbunden und engagierte sich schon in den zwanziger Jahren in ihrer Gemeinde und vielen Arbeits- und Gesprächskreisen. Mit Karl Barth und Helmut Gollwitzer stand sie in regem geistigem Austausch. Seit 1934 gehörte sie der „Bekennenden Kirche“ an, die im gleichen Jahr aus dem von Martin Niemöller 1933 gegründeten „Pfarrernotbund“ hervorgegangen war, in dem zunächst die Geistlichen jüdischer Herkunft geschützt werden sollten. 1935 stand die „Bekennende Kirche“ bereits mit dem Rücken an der Wand, da das NS-Regime per Gesetz Kirchenleitungen einsetzen und so der „Bekennenden Kirche“ alle Wirkungsmöglichkeiten entziehen konnte. Im Kampf um ihre eigene Existenz trat sie zwar inzwischen auch für ihre jüdischen – getauften – Mitglieder ein, aber die Verfolgung der jüdischen Mitbürger in ihrer Gesamtheit blieb außen vor.

Ihre Denkschrift vervielfältigte sie selbst in 200 Exemplaren mit der Hoffnung, dass die Steglitzer Bekenntnis-

synode 1935 sie offiziell verabschieden würde. Aber sie wurde nicht einmal öffentlich vorgelegt. Sich öffentlich mit der Judenfrage zu beschäftigen, das konnte nicht gewagt werden. Verstärkend wirkte die historisch über Jahrhunderte gewachsene „latente Judenfeindschaft“⁹ selbst bei den Mitgliedern der „Bekennenden Kirche“. Für uns heute ist es kaum noch nachvollziehbar, dass es für die Synodalen, sogar für einen Martin Niemöller, damals noch „außerhalb ihres Blickfeldes“¹⁰ lag, sich öffentlich für die Menschenrechte aller Juden einzusetzen, nicht nur der getauften. Bereits hundert Jahre zuvor sprach der Dichter Heinrich Heine von der „unheilbar großen Brüderkrankheit“¹¹ und sah keine hoffnungsvolle Perspektive. Die „traditionell“ katastrophale Geschichte des Verhältnisses zwischen Juden und Christen in Deutschland, also der Nährboden für die Auswüchse des Nationalsozialismus, ist mit der Erfahrung des unfassbaren Holocaust etwas in Vergessenheit geraten. Wie furchtbar Heine Recht behalten sollte, konnte er damals nicht ahnen.

Wie furchtbar Elisabeth Schmitz Recht behalten sollte, erfuhr die „Bekennende Kirche“ schnell, und viele ihrer Mitglieder leisteten zunehmend Widerstand. Spätestens die unglaubliche Reichspogromnacht setzte ein Fanal und öffnete jedem die Augen, der bisher noch an ein solches Schreckensszenario nicht glauben konnte.

Helmut Gollwitzer thematisierte in seinem Gottesdienst vom 16. 11. den Pogrom. Elisabeth Schmitz dankt ihm in ihrem Brief vom 24. 11. 1938: „So, und nur so kann und darf nach dem, was geschehen ist, eine christliche Gemeinde in Deutschland zusammen sein.“ Sie fährt fort: „Das Wort der Kirche ist nicht gekommen. Dafür haben wir das Grauenhafte erlebt und müssen nun weiterleben mit dem Wissen, daß wir daran schuld sind. Als wir zum 1. April 1933 schwiegen, als wir schwiegen zu den Stürmerkästen, zu der satanischen Hetze der Presse, zur Vergiftung der Seele unseres Volkes und der Jugend, zur Zerstörung der Existenzen und der Ehen durch so genannte Gesetze, zu den Methoden von Buchenwald – da und tausendmal sonst sind wir schuldig geworden am 10. November 1938. Und nun? Es scheint, daß die Kirche auch dieses Mal, wo ja nun wirklich die Steine

schreien, es der Einsicht und dem Mut eines einzelnen Pfarrers überläßt, ob er etwas sagen will und was. Müßten den wir nicht vor allem Tag und Nacht auf den Knien liegen? Wir kommen von diesem Bußtag her und gehen in die Adventszeit. Wie sollen wir das eigentlich machen? (...) Es gehen Gerüchte um – und Derartiges hat auch in ausländischen Zeitungen gestanden – daß ein Zeichen an der Kleidung beabsichtigt sei. Unmöglich ist nichts in diesem Lande, das wissen wir. Wir haben die Vernichtung des Eigentums erlebt, zu diesem Zweck hat man im Sommer die Geschäfte bezeichnet. Geht man dazu über, Menschen zu bezeichnen – so liegt der Schluß nahe, den ich nicht weiter präzisieren möchte. Und niemand wird behaupten wollen, daß diese Befehle nicht ebenso prompt, ebenso gewissenlos und stur, ebenso böse und sadistisch ausgeführt würden wie die jetzigen (...) Ich bin überzeugt – sollte es dahin kommen – mit dem letzten Juden auch das Christentum aus Deutschland verschwindet. Das kann ich nicht beweisen, aber ich glaube es.“¹²

Elisabeth Schmitz hatte früher als andere gesehen, wohin der Rassismus-terror führen musste und trat mutig für die Verfolgten ein. Obwohl schon längst verboten, erteilte sie heimlich Religionsunterricht für jüdische Konvertiten und gewann tiefe Einblicke in das Elend und die Todesangst der Entrechteten. Sie half ihren jüdischen Freunden, nahm sie bei sich auf, versteckte sie. Eine zur Auswanderung gezwungene jüdische Familie übersah ihr ein kleines Ferienhaus am Wandlitzsee. So lange es irgendwie möglich war, nutzte sie auch dieses Haus, um Verfolgte zu schützen. Diesen „Rettungswiderstand“ bewerkstelligte sie nicht allein, sondern mit Hilfe eines „Netzwerks“ von Gleichgesinnten – meist Frauen, die eine ähnliche Lebensgeschichte hatten wie sie: hochkarätige Ausbildungen, wenig Karrierechancen, sozial engagiert und meist alleinstehend.

Elisabeth Schmitz hielt 1950 in der Karl-Rehbein-Schule in Hanau die Rede zum ersten Verfassungstag des Grundgesetzes und erinnerte an ihre Erfahrungen, Gefühle und Gedanken – ein erschütterndes Zeugnis der unmenschlichen Grausamkeit, denen jüdische Mitbürger ausgeliefert waren:

„Und noch eine Geschichte von einem jungen Mädchen möchte ich erzählen, das auch zu denen gehörte, die der Nationalsozialismus glaubte als „Untermenschen“ ausrotten zu müssen.

Sie war verlobt mit einem Ingenieur, der Christ, aber der Abstammung nach Jude war. Ihr Verlobter lebte ihr sein Christentum so eindrucksvoll vor, daß sie verlangte, getauft zu werden. Das war längst verboten und musste in tiefer Heimlichkeit geschehen. Ich gab ihr den Unterricht und denke oft und gern zurück an diese Stunden, an den Ernst und die Aufgeschlossenheit des jungen Mädchens. Meist war auch ihr Verlobter dabei. Sie heirateten. Die Trauung und die Taufe der jungen Frau vollzog ein Pfarrer der Bekenntniskirche. Längst hatten die Deportationen schon angefangen, aber die beiden waren noch nicht dabei. Die junge Frau erwartete ein Kind. Am dritten Tag nach der Geburt kamen die Männer, um sie zu holen. Eine dreiviertel Stunde lang brauchten sie, um zu telefonieren und Befehle einzuholen und einzusehen, daß das schlechterdings nicht möglich war. In dieser Aufregung um sie her blieb die junge Frau ganz ruhig. Sie wusste sich in Gottes Hand geborgen und sagte „ja“ zu dem, was aus dieser Hand kommen würde. Diesmal war es fast ein Wunder, und sie war sehr dankbar.

Der kleine Junge wuchs und war gesund, obwohl seine Mutter nur ein wenig Magermilch für ihn bekam. Sie fuhr ihn spazieren und obwohl sie den Judenstern trug, wurde sie doch um des netten Kindes willen manchmal angesprochen. Da machte ihr Mann ihr klar, daß sie sich und die andern in höchste Gefahr bringe, sobald jemand anzeige, daß andere mit ihr sprächen. Da fuhr sie ihr Kind nicht mehr aus, sondern ließ es im Zimmer in seinem Körbchen. An dies Zimmer muß ich immer wieder denken. Das Seitengebäude des Hauses war bei einem schweren Angriff ausgebrannt. Ruinen starteten herein. Aber innen wohnte der Friede. Ich stand mit der jungen Mutter vor dem Körbchen des schlafenden Kindes, seine Atemzüge waren das einzige, was man hörte, so still war es. Sie glaubte so zuversichtlich, daß Gott das Kind nicht habe geboren werden lassen, um es gleich wieder zu sich zu nehmen. Mir aber zerriß es das Herz, wenn ich daran dachte, welchem

furchtbaren Schicksal das Kind entgegen schief, und ich hatte keine Hoffnung. Als ich das nächst Mal kam, war die Wohnung leer. Sie waren nach Theresienstadt transportiert worden, aber, wie wir nach dem Zusammenbruch hörten, von dort weiter zur Vergasung nach Polen. Wir haben nie mehr etwas von ihnen gehört.“¹³

1938 bat sie um ihre Frühpensionierung, weil sie „keinen nationalsozialistischen Menschen“ erziehen wollte. Der zitierte Zusatz in ihrem Gesuch um Pensionierung war lebensgefährlich. Damit setzte sie ihre Existenz aufs Spiel, aber sie hatte insofern Glück, als sie im Amt Hilfe – passiven Widerstand – fand, so dass ihr „Fall“ heruntergespielt und sie tatsächlich pensioniert wurde. Ebenso wurden Anzeigen gegen sie niedergeschlagen. 1943 wurde ihre Wohnung in Berlin ausgebombt, und sie kehrte heim in ihr Elternhaus nach Hanau.

Nach dem Krieg hoffte sie zunächst auf eine Rückkehr nach Berlin. In Hanau fühlte sie sich „aus ihrem eigenen kulturprotestantischen Beziehungsfeld in Berlin herausgerissen.“¹⁴ Diese Wertung mag für die Zeit unmittelbar nach ihrer Rückkehr zutreffen, in der sie sich über fehlende Gesprächspartner in Hanau beklagte. In den sicher verdienstvollen biografischen Arbeiten von Manfred Gailus wird ihr Leben nach dem Krieg mit dem problematischen Begriff „Nachleben“ charakterisiert. Sie sei in dieser Zeit eine Frau gewesen, „die im Modus der Vergangenheit lebt“.¹⁵ Der Hanauer Historiker Eckhard Meise – persönlich mit Elisabeth Schmitz bekannt und verbunden – hat dieser Darstellung nachdrücklich widersprochen. Seine Auseinandersetzung mit Elisabeth Schmitz' Leben nach dem Krieg trägt den bewusst kontrapunktisch zu Gailus gesetzten Titel „Die Hanauer Jahre“. Meise führt einen detaillierten Nachweis ihrer regen Tätigkeit und kommt zu dem Schluss: „Nein, in Hanau war Elisabeth Schmitz eine hoch geachtete Persönlichkeit, und sie hatte einen weiten Bekannten- und Freundeskreis.“¹⁶ Es ist eigentlich auch kaum nachzuvollziehen, dass eine so hoch intellektuelle Frau, dazu sozial und religiös engagiert, mehr als 30 Jahre ihres Lebens nur noch „nachgelebt“ hätte. Gailus geht in seiner einseitigen Wertung noch weiter und behauptet: „Etwas sehr Großes, in das

sie hineingestellt war und an dem sie teilgenommen hatte, war für sie unwiederbringlich vorbei.“¹⁷ Diese Formulierung suggeriert gar, Elisabeth Schmitz habe sich zurückgesehnt in die Zeit der NS-Diktatur. Das Gegenteil ist der Fall, denn sie begrüßte das Ende des Krieges und setzte viel Hoffnung in die Möglichkeit des Aufbaus einer demokratischen Gesellschaft. Dafür lebte und arbeitete sie aktiv. Kontakte zu vielen ihrer Freunde und Gesprächspartner wurden wieder aufgenommen. Die enge Verbundenheit mit ehemaligen Schülerinnen führte zu engen persönlichen Beziehungen im geistigen Austausch, in gegenseitigen Besuchen und zu gemeinsamen Reisen. In der Karl-Rehbein-Schule war sie fachlich und persönlich hochgeschätzt. Es versteht sich wie von selbst, dass der Aufbau einer neuen Schulbibliothek ihre Sache war. Pädagogisch ging sie Wege, die jeder aktuellen Forderung an schulische Förderung von Interessen gerecht werden: Sie initiierte – wie schon in Berlin – Gesprächszirkel für Schüler – natürlich außerhalb des regulären Unterrichts. Und sie fand auch in Hanau Menschen, mit denen sie sich zum Meinungsaustausch traf, oft in ihrem Hause. Im Hanauer Geschichtsverein brachte sie sich ein, für eine Frau in den 50er Jahren eher ungewöhnlich, gehörte zum Gesamtvorstand, hatte Gewicht in den Entscheidungen über die Arbeitsstruktur des Vereins, veröffentlichte eigene Artikel in den „Hanauer Geschichtsblättern“ und wirkte selbstverständlich mit bei Aufarbeitung des Schicksals der Hanauer Juden in der NS-Zeit. Wer sie kennen lernte und sich mit ihr auseinandersetzte, konnte sich ihrer Persönlichkeit nicht entziehen, wurde von ihr zum Nachdenken gebracht und geprägt.

Andererseits aber ging es ihr wie anderen, die sich gegen das NS-Regime engagiert hatten. „Offiziell“ erinnerte man sich ihrer nicht oder wollte es nicht, denn auch die evangelische Kirche tat sich schwer mit der Vergangenheitsbewältigung. Manche andere, die Jasager, waren schnell wieder rehabilitiert und in öffentlich wichtigen Positionen. Die „Bewältigungsarbeit“, auch der unmittelbaren Nachkriegszeit, ist bis heute nicht abgeschlossen – wie in dem jüngst erschienenen Buch „Das Amt und die Vergangenheit“¹⁸ ausführlich dokumentiert.



Das Ehrengrab für Elisabeth Schmitz in Hanau

Sie selbst sprach nicht über das, was sie getan hatte. Zudem war ihre Denkschrift 1935 anonym verteilt worden, denn eine namentliche Zeichnung hätte sie zumindest in ein KZ gebracht. Lange Zeit wurde diese Denkschrift einer anderen Verfasserin – Marga Meusel – zugeschrieben. Marga Meusel konnte den Irrtum nicht richtig stellen, denn sie war Anfang der 50er Jahre verstorben, und Elisabeth Schmitz selbst tat es nicht. Sie „reklamierte keine Ehre“¹⁹ für sich. Sie trat ihr ganzes Leben lang „bescheiden“ auf, stellte ihre Person immer hinter der Sache zu-

rück. Sie resignierte wohl auch, denn andere, die um ihre Autorschaft wussten wie z. B. Karl Barth und Martin Niemöller, stellten den Fehler auch nicht richtig. Die Bundesrepublik dankte ihr nicht für ihr mutiges Eintreten für die Entrechteten. In einem Vergleich bekam sie für sieben Jahre Einkommensausfall 950 DM Entschädigung. Sie war ja „freiwillig“ aus dem Dienst geschieden. Für ihre Pensionsbezüge wurden schließlich die Jahre, die ihr fehlten, doch angerechnet.

Auch in ihrer Heimatstadt wurde sie nicht gewürdigt. Erst 1999 wurde



Anbringung einer Erinnerungstafel im Gebäude der Karl-Rehbein-Schule Hanau

von einer ihrer Schülerinnen, Pfarrerin Dietgard Meyer, dokumentiert, dass die Denkschrift nicht von Marga Meusel, sondern von Elisabeth Schmitz stamme. Und erst im Jahre 2004 wurde zufällig das Manuskript gefunden, das eindeutig ihr zugeordnet werden konnte. Gerhard Lüdecke, Amtsrichter i. R. aus Hanau, Mitglied des örtlichen Arbeitskreises Christen und Juden, fand zufällig im Keller seiner Kirchengemeinde eine alte Aktentasche, die eine geordnete Sammlung von Dokumenten enthielt. Darunter befand sich auch ein handschriftlicher Entwurf der Denkschrift, so dass damit die Verfasserfrage endgültig geklärt war. Lüdecke ist in der Folge maßgeblich mit daran beteiligt gewesen, dass die „vergessene Biografie“ der Elisabeth Schmitz öffentlich aufgearbeitet wurde.

Fast 30 Jahre nach ihrem Tod erhielt sie 2005 in Hanau ein Ehrengrab. Am 9. November 2008 – dem 70. Jahrestag der Reichspogromnacht – würdigte Bundeskanzlerin Angela Merkel Elisabeth Schmitz, die „eine Ausnahme vom Schweigen“ gewesen sei.

Sie hat auch nach dem Krieg nicht geschwiegen. Es war gewiss kein Zufall, dass sie in der Karl-Rehbein-Schule die offizielle Rede zum ersten Verfassungstag der Bundesrepublik hielt.

Ihre Rede ist ein eindringlicher Appell, die Vergangenheit nicht zu vergessen um der Gegenwart und der Zukunft willen. Sie beschwört Lebensbereiche, die dem Menschen dienen sollen – Technisierung, Wirtschaft, Politik. Aber der Mensch beherrsche sie nicht, lasse sich vielmehr von ihnen beherrschen mit den fatalen Folgen im Dritten Reich: „Wir haben den Menschen nicht mehr sehen wollen, und so sind wir unmenschlich geworden.“

Deshalb appelliert sie an das Auditorium: „Rettet den Menschen! Sagt nicht immer: *Die Franzosen, die Polen, die Juden, die Arbeiter, die Kapitalisten!* Lernt den Menschen kennen, den einzelnen, auch den Fremden, ehrt ihn darin, dass ihr freundlich zu ihm seid, auch den Schwachen und Verachteten gegenüber.“²⁰ Ihre Worte sind von beängstigender Aktualität. ■

Anmerkungen

- ¹ Der vollständige Text der Denkschrift befindet sich im Anhang zu: Manfred Gailus (Hg.): Elisabeth Schmitz und ihre Denkschrift gegen die Judenverfolgung. Konturen einer vergessenen Biografie (1893–1977). Berlin 2008.
- ² Manfred Gailus (Hg.): Elisabeth Schmitz und ihre Denkschrift ... a. a. O.
- ³ Manfred Gailus (Hg.): Mir aber zerriss es das Herz. Der stille Widerstand der Elisabeth Schmitz. Göttingen 2010.
- ⁴ Elisabeth Schmitz: Rede zur Verabschiedung der Abiturientinnen. 7. 9. 1950. Manuskript im Besitz von Gabriele Lüdecke-Eisenberg, Hanau.
- ⁵ Manfred Gailus: Mir aber zerriss ..., a. a. O. S. 70 u. a.
- ⁶ Eine detaillierte Darstellung der Familienverhältnisse findet sich bei Manfred Gailus: Mir aber zerriss ..., a. a. O., S. 64–68.
- ⁷ Elisabeth Schmitz: Zur Lage der deutschen Nichtarier: Nachtrag, Folgen der Nürnberger Gesetze, 1936, in: Manfred Gailus (Hg.): Elisabeth Schmitz und ihre Denkschrift..., a. a. O., S. 212–223, hier: S. 220.
- ⁸ Elisabeth Schmitz: Zur Lage der deutschen Nichtarier, 1935, in: Manfred Gailus (Hg.): Elisabeth Schmitz und ihre Denkschrift..., a. a. O., S. 191–212, hier: S. 210.
- ⁹ Hartmut Ludwig: Die Denkschrift von Elisabeth Schmitz „Zur Lage der deutschen Nichtarier“: Analyse, Kontext und Vergleich, in: Manfred Gailus (Hg.): Elisabeth Schmitz und ihre Denkschrift..., a. a. O., S. 93–127, hier: S. 103.
- ¹⁰ Hartmut Ludwig: Die Denkschrift von..., a. a. O., S. 116.
- ¹¹ Heinrich Heine: Sämtliche Werke. Düsseldorf: Heine-Ausgabe, Bd. 2, Neue Gedichte, bearb. v. Elisabeth Genton, Hamburg 1983, S. 117 f.
- ¹² Elisabeth Schmitz: Brief an Pfarrer Helmut Gollwitzer in Berlin-Dahlem vom 24. 11. 1938. Zit. aus: Manfred Gailus: Elisabeth Schmitz und ihre Denkschrift..., a. a. O., S. 223–226.
- ¹³ Elisabeth Schmitz: Rede zur Gedenkfeier für die Opfer des Faschismus, die Kriegsoffer und des Jahrestags des ersten Zusammentritts von Bundestag und Bundesrat vom 7. 9. 1950. Manuskript im Besitz des Geschichtsvereins Hanau.
- ¹⁴ Manfred Gailus: Elisabeth Schmitz war keine Filmschauspielerin. Große Vergessenheit und späte Erinnerungen zu Nachkriegszeiten, in: Manfred Gailus (Hg.): Elisabeth Schmitz und ihre Denkschrift..., a. a. O., S. 183–190, hier: S. 185.
- ¹⁵ Manfred Gailus: Mir aber zerriss ..., a. a. O., S. 150.
- ¹⁶ Eckhard Meise: Elisabeth Schmitz – die Hanauer Jahre, in: Neues Magazin für Hanauische Geschichte. Mitteilungen des Hanauer Geschichtsvereins 1844 e.V., Langensfeld, 2008, S. 265.
- ¹⁷ Manfred Gailus: Mir aber zerriss ..., a. a. O., S. 150.
- ¹⁸ Eckart Conze, Norbert Frei, Peter Hayes, Moshe Zimmermann: Das Amt und die Vergangenheit: Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik. München, 2010.
- ¹⁹ Rolf Hensel: Eine Lehrerin auf dem „Weg des Unbedingten“. Die Studienrätin Elisabeth Schmitz an der Höheren Schule Preußens (1921–1938), in: Manfred Gailus (Hg.): Elisabeth Schmitz und ihre Denkschrift..., a. a. O., S. 54–82, hier: S. 70.
- ²⁰ s. Anm. 13.

Vortrag zur Feierstunde zum 20. Jahrestag der Deutschen Einheit und der 20-jährigen Partnerschaft des Main-Kinzig-Kreises und des Landkreises Gotha am 2. Oktober 2010 im Main-Kinzig-Forum in Gelnhausen.

„Daß ein gutes Deutschland blühe“

Dr. Friedrich Schorlemmer



Es war letztlich eine friedliche, aber mächtige Freiheitsrevolution des Herbstes 1989, die uns schließlich die Einheit in Frieden gebracht hat. Das alles wäre nicht gelungen ohne den Mut vieler Einzelner, die zur Volksmasse der Freiweiligen angeschwollen war. Die Sicherheitsorgane kapitulierten, denn das war „das Volk“ an jenem 9. Oktober in Leipzig, wo die SED und ihre Machtsatrapen doch immer behauptet hatten, sie seien das Volk, die SED Verkörperung der Avantgarde für Menschheitsfortschritt auf deutschem Boden. „Wir sind das Volk!“ und „Keine Gewalt“ hallte es seit September 89 durchs Land. Rufe „Wir bleiben hier!“ übertönten vorheriges „Wir wollen raus!“. Die Ankündigung, hier zu bleiben, war als Drohung für die Mächtigen gedacht, nicht als Zustimmung zum System! Nach einem Jahr nur waren wir frei und eins. Das ist ein historisches Wunder, an dem es freilich auch zu arbeiten gegolten hatte.

Wir Deutschen sind vor 20 Jahren in besonderer Weise die Nutznießer einer konsequenten, geduldigen, mutigen Entspannungspolitik geworden, die uns unter den Überschriften „Wandel durch Annäherung“ und „Gemeinsame Sicherheit“ schließlich von der größten, unmittelbar aneinander angrenzenden Militärkonzentration der Welt mit mehrfacher gegenseitiger Vernichtungskapazität und kürzesten Vorwarnzeiten (SS 20 und Pershing II) befreit hat. Nach 1991 sind binnen kürzester Zeit 450.000 Sowjetsoldaten aus Deutschland abgezogen. Freilich: Sie haben große belastete Territorien hinterlassen, aber das bedrohliche Vernichtungspotential ist verschwunden.

Daran sollten wir zuallererst denken, wenn wir über heutige Probleme in Deutschland klagen. Wir Deutschen hatten nach 40 Jahren Teilungsstrafe und

schmerzhafter Trennung und Auseinanderentwicklung ein unerwartetes Glück, ein unverdientes Glück, ein großes Glück. Wir sind heute von Völkern umgeben, mit denen wir freundschaftlich oder wenigstens partnerschaftlich verbunden sind. Wann hat es das in der deutschen Geschichte gegeben?

Wer sich an das erinnert, was hinter uns liegt, dem muss nicht bange werden vor dem, was vor uns liegt. Aber er sollte vor heutigen und künftigen Herausforderungen nicht die Augen verschließen und Mut schöpfen aus der Erinnerung an Geglücktes. Welch ein Tempo nach lähmenden Jahren der Stagnation! Wer demonstriert bekommen möchte, was Farbe aus ergrautem Land machen konnte, was „blühende Landschaft“ heißt, wenn verfallende Städte ihr Gesicht zurückbekommen, wenn Renaturierung devastierter Areale erfolgt, der fahre in den Osten. Welche Leistung des vereinten Deutschlands nach Anschluss der bankrotten DDR an die prosperierende BRD, nach Übernahme in den Geltungsbereich des Grundgesetzes!

„Blüh‘ im Glanze dieses Glückes.“

Dann kann und muss von Fehlern und Versäumnissen geredet werden. So wurde Artikel 146 GG nicht erfüllt, ein gemeinsamer identitätsstiftender Aneignungsakt verpasst. Das Prinzip „Rückgabe vor Entschädigung“ machte viel böses Blut. Fehlende fördernde Übergangsregelungen für die Ostwirtschaft führten diese gänzlich in den Ruin. Nach 40+20 Jahren kommt zu gegenläufig falschem Gesamturteil, wer Vorteile des Lebens in der DDR mit Nachteilen seit der Vereinigung oder Nachteile der DDR-Zeit mit Vorteilen heute vergleicht. Alles muss gleichzeitig

auf die Waage. Dann wird's sehr differenziert, Niederlagen und Erfolge. Wer redlich und umfassend zurückblickt, mache sich bewusst, dass es nicht bloß um die Mauer, Stacheldraht und Stasi ging, sondern auch um Waffen, Ideologien und Einflussphären. Man wird noch lange streiten, wie es letztlich dazu kam, wer „die Väter“ der Einheit sind. Viele, nicht einer!

Vierzig Jahre Trennung haben Narben hinterlassen. Narben sind Lebensspuren, Zeichen der Verwundungen und des Heilungsprozesses. Narben erinnern auch. Entstellend wäre es, wenn sie fratzenhaft verzerrt würden. Ich glaube, man muss auch verheilen lassen, ohne den geliebten Schmerz zu übergehen oder all das Schwere beschwichtigend zu übertünchen, was war und was an Verwundungen geblieben ist. Aber es eben auch heilen lassen. Das grüne Band durch Deutschland, also jener Lebensraum in der ehemaligen Todeszone, ist so ein Zeichen von Vernarbung einer schreckenerregenden Verwundung. Erinnern wir uns, was gewesen ist. Preisen wir, was schon geworden ist. Packen wir an, was noch zu tun ist. Selbstkritisch und selbstgewiss. Es ist bereichernd, wenn viele regionale und föderal bedingte Unterschiede zwischen uns bleiben. Aber Schief lagen ver trägt unser Land auf Dauer nicht. 40 Jahre wird's wohl insgesamt dauern, bis sich alles verwachsen hat. Wie wär's, wir ließen in den nächsten 20 Jahren identitätsstiftend mehr die Kulturturnation aufblühen? Singend, mit Emphase, aber ohne Pathos – als ein gutes Land unter anderen guten Ländern, über die wir uns nie wieder erheben wollen.

„Anmut sparet nicht noch Mühe/Leidenschaft nicht, noch Verstand./daß ein gutes Deutschland blühe,/wie ein andres gutes Land.“ (Berthold Brecht) ■

Iris sibirica – die Blume des Jahres 2010

Die Sibirische Schwertlilie

Peter H.-J. Warmbold

Die meisten kennen die häufig verbreitete und gelb blühende Sumpfschwertlilie, die uns im Frühjahr an feuchten Gräben oder auf versumpften Flächen erfreut.

Viel seltener und blau blühend ist dagegen die Sibirische Schwertlilie (*Iris sibirica*), die zur Blume des Jahres 2010 gewählt wurde. Sie zählt zu unseren schönsten einheimischen Blumen. Ihr wissenschaftlicher Name *Iris* bedeutet übersetzt Regenbogen und weist auf Farbenpracht einiger Schwertlilien auf der Erde hin.

Die Verbreitung der Sibirischen Schwertlilie in Hessen ist auf die Randgebiete des Landes in der Nähe der Grenze zu Thüringen, den Rheingau sowie mit den größten Vorkommen auf das Hess. Ried beschränkt. Sie bevorzugt feuchte und nasse Wiesen, insbesondere in Bach- oder Flußauen. Im Main-Kinzig-Kreis kommt sie nur noch an einer Stelle in der Gemarkung Lettgenbrunn in der Nähe der Jossa vor.

In einer Bachmulde auf einer feuchten Waldwiese, die in der Vergangenheit extensiv bewirtschaftet wurde und den Wildtieren als Äsungsfläche dient, hat sie die Veränderungen in der Landbewirtschaftung der letzten Jahrzehnte überlebt. Früher sollen in der Jossamulde noch ganze Wiesen zur Blütezeit blau geblüht haben.

Die Pflanze bildet stattliche Horste und wird bis zu einem Meter hoch. Typisch ist vielfach das gleichzeitige Vorkommen von Sauergräsern. Die blau-violetten Blüten zeigen eine starke Aderung und erscheinen zwischen Mai und Juni. Die mehrjährige Pflanze unterscheidet sich von ihrer gelb blühenden Schwester mit schwertförmigen Blättern durch ihre schmalen, grasartigen Blätter. Nach der Blüte bilden sich Samenkapseln aus, die für die Verbreitung der Pflanze sorgen.

Die Bestandsentwicklung der Sibirischen Schwertlilie ist im Main-Kinzig-Kreis wie in Hessen rückläufig, so

dass sie als gefährdete Art einzustufen ist. Es gilt, zu ihrer Arterhaltung und Wiederverbreitung die Gefährdungsursachen zu stoppen. Zu den Erhaltungsmaßnahmen zählen die Offenhaltung der brach gefallen Wiesen, extensive Beweidung und Verzicht auf Düngung. In Lettgenbrunn sollte ein Teil der Erlen-Verjüngung zurückgenommen werden. Momentan übernimmt die Wiesenpflege ein Schäfer mit seiner Herde. Die Schwertlilien-Horste waren vor einigen Jahren mit hohem Maschendraht gegen den Verbiss durch Schafe und Wildtiere geschützt worden. Die Drahtlosen einschließlich der Pfähle sind zwischenzeitlich teilweise funktionsunfähig geworden.

Vielleicht könnten sich ehrenamtliche Helfer in Zusammenarbeit mit Hessen-Forst der Reparatur annehmen. Dabei erscheint die Rettung dieser schönen Pflanze im Main-Kinzig-Kreis gar nicht so schwierig und aufwendig zu sein. ■



Letztes Vorkommen der Sibirischen Schwertlilie im Main-Kinzig-Kreis bei Lettgenbrunn

Foto: Robert Ruppel



Fotos: R. Malkmus

Phytotelme am Fuß eines Buchenstammes (Staatsforst bei Wiesthal/Zentralspessart) – Lebensraum von Larven dreier Insektenarten

Geheimnisvolles Leben im Dunkel wassergefüllter Baumhöhlen

Rudolf Malkmus

Bäume bieten während ihres gesamten Lebenslaufes, besonders während der Abbaustadien des Holzsubstrates (Totholz) eine beträchtliche Zahl an speziellen Lebensräumen für holzbewohnende (xylobionte) Organismen. Eine besondere Bedeutung für die Entstehung solcher Lebensräume kommt Stammverletzungen durch Blitzschlag, Sturm-, Wild- und Holzernteschäden zu. Sie bilden die Eintrittspforten für xylobionte Pilze, die mit Hilfe von Enzymen Lignin- und Zellulosebestandteile aufschließen und damit Holz zahlreichen Käferarten erst zugänglich machen und ihnen eine Lebensgrundlage schaffen. Zwischen den in Mitteleuropa vorkommenden 1.500 xylobionten Käfer- und 1.200 Pilzarten bestehen oft engste Verbindungen, zum Teil geradezu symbiotische Abhängigkeitsverhältnisse.

Pflanzengewässer als Lebensraum

Das in die Holzsubstanz eindringende Myzeliengewebe der Pilze und die nagenden Mundwerkzeuge von Insekten und ihren Larven bilden die wichtigste Voraussetzung für die Entwicklung von Baumhöhlen, Höhlenetagen, Mulmkörpern und Mulmtaschen (Möller 2005).

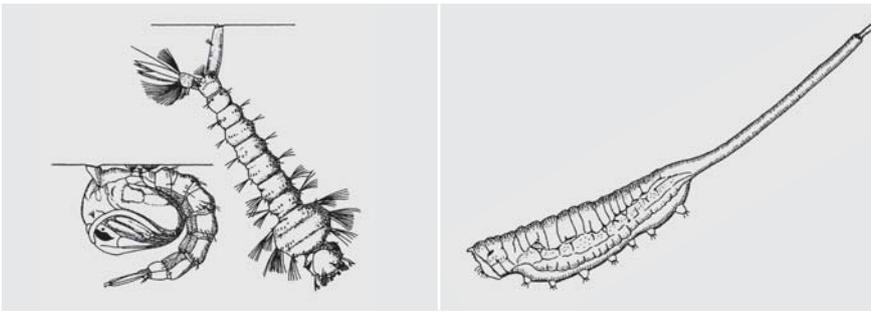
Eine Sonderform stellen wassergefüllte Baumhöhlen dar. Es handelt sich um aquatische Mikrohabitate, die je nach Exposition, Volumen, Versorgungsmöglichkeit mit Niederschlagswasser (besonders günstig sind glattrindige, den Wasserabfluss fördernde Buchen) in längeren Trockenperioden ihr Wasser zum Teil völlig verlieren.

Man bezeichnet solche Wasserbehälter, die einen Bestandteil von Pflanzen darstellen als Phytotelmen. Ähnlich winzige aquatische Habitate begegnen uns auch in Felslöchern (Li-

thotelme) oder in Form von durch den Menschen hergestellten Behältern, wie Dosen, Becher, Flaschen etc. (Technotelme). Während man in unseren Wäldern relativ selten Phytotelme findet, sind die tropischen Regenwälder mit ihnen überreich ausgestattet (Thienemann 1934): in Baumstämmen, zwischen Brettwurzeln, in Astgabeln, Bambusrohren, Blattachsen von Bromelien und Farnen, in leeren Fruchtschalen und in den Kavernen fleischfressender Kannenpflanzen, der Gattung *Nepenthes* (Malkmus 2001, Malkmus & Dehling 2008). In ihnen haust eine artenreiche, zum Teil hochspezialisierte und erst ansatzweise erforschte Faunengemeinschaft: von mikroskopisch kleinen Einzellern bis hin zu mittelgroßen Fröschen und Süßwasserkrabben. Die Lebensgemeinschaften in tropischen Phytotelmen sind in der Regel deutlich vernetzter als jene in Baumhöhlen Mitteleuropas (Kitching 2000).

Die Baumhöhle – ein extremer Lebensraum

In mitteleuropäischen Wäldern finden wir wasserführende Baumhöhlen vor allem in Stämmen der Rotbuche, vereinzelt auch der Hainbuche und Eiche. Das Wasser in diesen Höhlen ist meist ammoniakhaltig, schwarzbraun, sauerstoffarm und reagiert überwiegend alkalisch (pH 6–7). Der Wasserinhalt vieler Höhlen trocknet in den Sommermonaten aus, bzw. friert im Winter bis zum Grund durch. Die Nährstoffzufuhr in diesen völlig isolierten Miniaturgewässern hängt davon ab, was zufällig an organischem Material (Blätter, Fruchtkapseln, Knospenhüllen, Nadelspreu, Rindenstückchen, Kadaver von Kleintieren und Nährstoffeintrag von Niederschlagswasser) in die Baumhöhle gelangt. Dieses Material wird in Form von Detritus (Zerfallsprodukt von organischen Überres-



Links: Stechmücken der Gattung *Aedes* (links Puppe, rechts Larve) (n. Peus 1951). Zur Sauerstoffaufnahme durchstößt das Atemrohr der Larve, bzw. das paarige Atemhörnchen der Puppe das Oberflächenhäutchen des Wassers. Die Puppen sind durch Luftansammlung unter den Flügelscheiden leichter als Wasser und hängen mit bauchwärts eingeschlagenem Hinterleib an der Wasseroberfläche.

Rechts: Larve der Schwebfliege *Myatropa florea* (n. Lindner 1923). Die „Rattenschwanzlarven“ der Schwebfliegen tanken mit Hilfe einer langen Atemröhre (Sipho) am Körperende Frischluft.

ten) abgelagert. Je nach Zerfallsstadium liegt Detritus in grober, feiner und suspendierter Konsistenz vor.

Nur Organismen mit speziellen Anpassungsmechanismen sind in der Lage, unter solch extremen Milieubedingungen zu überleben. Es handelt sich vor allem um Larvenstadien von Stechmücken (Culicidae), Zuckmücken (Chironomidae) und Schwebfliegen (Syrphidae); gelegentlich trifft man auch auf Vertreter von Schmetterlingsmücken (Psychodidae), Gnitzen (Ceratopogonidae) und Käfern der Gattung *Prionocyphon*.

Sie sind durchwegs detritivor, ernähren sich fast ausschließlich von Detritus. Die Larven der einzelnen Insektengruppen haben sich bei der Verwertung des Detritus auf jeweils bestimmte Zerfallsstadien desselben spezialisiert. Groben Detritus zerkleinern vor allem Larven von Schwebfliegen und des Käfers *Prionocyphon serricornis*, feinen Detritus konsumieren die Larven von Zuckmücken und suspendierten filtrieren die Larven von Stechmücken. Es handelt sich bei letzteren um jene Geschöpfe, die nach dem Schlupf als Plagegeister unserer Wälder die Geduld gar manches Spessartwanderers auf eine harte Probe stellen.

Sauerstoff beziehen die Besiedler der extrem sauerstoffarmen Phytotelmen unter Einsatz verschiedener Strategien. Stechmückenlarven erneuern ihren Luftvorrat dadurch, dass sie von Zeit zu Zeit zur Wasseroberfläche auftauchen und mit Hilfe eines Atemröhrchens (Sipho) den Wasserfilm durchbrechen und Frischluft aufnehmen. Die an der Wasseroberfläche hängen-

den Puppen der Culiciden bedienen sich zur Sauerstoffaufnahme zweier Atemhörnchen. Die wenig beweglichen Larven der Schwebfliegen können ihre bis zu 3 cm langen Siphone ausfahren und sich dadurch die Auftauchbewegung sparen. Diese überdimensionalen Atemröhren am Körperende trug ihnen den Namen „Rattenschwanzlarven“ ein. *Prionocyphon* besitzt ein spezielles Tracheensystem zur Luftspeicherung und Zuckmückenlarven produzieren sogar Sauerstoff bindendes Hämoglobin.

Phytotelmen im Spessart

Phytotelmen mit beständigem Wasserkörper sind im Spessart nicht allzu häufig anzutreffen. Bei Wiesthal entdeckte ich im Dezember 2007 im Stamm einer Buche in 40 cm Höhe über dem Boden (Stammumfang 3,5 m) eine randvoll mit Wasser gefüllte Phytotelme. Die Wasserfläche hatte ein Ausmaß von 30x35 cm, die maximale Wassertiefe betrug 14,8 cm. Der Bodengrund war mit Detritus in allen Zerfallsstadien bedeckt. In den Sommermonaten kam es zwar nach längeren Trockenperioden zu erheblichem Wasserverlust, nie aber zur völligen Austrocknung (Beobachtungszeitraum: Dezember 2007 – Mai 2010). In der Phytotelme konnten die Larven von 3 Insektenarten nachgewiesen werden: *Stechmücke* (*Aedes geniculatus*), *Zuckmücke* (*Metriocnemus cavicola*) und *Schwebfliege* (*Myatropa florea*). Es handelt sich um die in solchen Baumhöhlen im süddeutschen Raum allgemein verbreiteten Arten (vgl. Schmidl et al. 2007).

Molchlarven als Phytotelmenbesiedler

Dass auch Amphibien mitteleuropäischer Wälder in seltenen Ausnahmefällen und unter besonderen Bedingungen ihren Nachwuchs Phytotelmen anvertrauen, beweist ein bemerkenswertes Beispiel:

Bei Pähl in Oberbayern (Landkreis Weilheim-Schongau) wurden im Frühjahr 1994 drei Larven des Teichmolches (*Lissotriton vulgaris*) in einer Phytotelme am Fuß einer Buche (Wasseroberfläche 25 x 12 cm; Tiefe 15 cm) gefunden (Lorenz & Franzen 1996). Es handelte sich dabei allerdings nicht um ein Baumloch, sondern um eine wasserdichte, durch Wurzelverwuchs entstandene napfartige Kaverne. Durch die Position dieser Phytotelme lagen deutlich andere Bedingungen als bei den vorher beschriebenen Baumhöhlen vor: es bestanden günstigere Lichtverhältnisse und zuträglichere Eigenschaften des Wasserchemismus. Die bodennahe Lage ermöglichte es zudem den Elterntieren, den winzigen Wassercontainer zum Laichabsatz überhaupt zu erreichen. Die Molchnachkömmlinge ernährten sich vor allem von Zuckmückenlarven. Ob die Molchlarven das Metamorphosestadium erreichten, geht aus der Publikation nicht hervor. ■

Literatur

- Kitching, R. L. (2000): Food webs and Container Habitats: The Natural History and Ecology of Phytotelma, Cambridge Univ. Press, Cambridge
- Lorenz, W. & M. Franzen (1996): Eine Phytotelme als Laichgewässer des Teichmolches, *Triturus vulgaris* (Linnaeus, 1758) in Bayern, *Mitteil. LARS Bayern* 15 (1): 49–52
- Malkmus, R. (2001): *Nepenthes*-Kannen – Kinderstube von Fröschen. *Natur und Museum, Frankfurt* 131: 187–195
- Malkmus, R. & J.M. Dehling (2008): Anuran amphibians of Borneo as phytotelma-breeders – a synopsis. *Herpetozoa, Wien* 20 (3/4): 165–172
- Möller, G. (2005): Habitatstrukturen holzbewohnender Insekten und Pilze, *LÖBF-Mitteil.* 3 (2005): 30–35
- Schmidl, J., P. Sulzer & R. L. Kitching (2007): The insect assemblage in water filled tree-holes in a European temperate deciduous forest: community composition reflects structural, trophic and physicochemical factors. *Hydrobiologia*, 19 S.
- Thienemann, A. (1934): Die Tierwelt der tropischen Pflanzengewässer, *Archiv f. Hydrobiologie, Stuttgart* 13: 1–91



Mittelgebirgsbäche wie hier der Steinaubach sind das bevorzugte Habitat der Wasseramsel.

Foto: Sibylle Winkel

Erhalt einer ganz besonderen Vogelart

Wasseramsel-Monitoring im Main-Kinzig-Kreis

Horst Basermann, Dr. Matthias Kuprian und Sibylle Winkel

Seit einem halben Jahrhundert bemüht sich der Naturschutzbund (NABU) im Main-Kinzig-Kreis um den Erhalt einer ganz besonderen Vogelart – der Wasseramsel. Bereits seit 1958 beobachtet der von Rainer Thienhaus gegründete Arbeitskreis Wasseramsel des NABU die Bestandssituation des scheuen Unterwasserjägers. Dem Arbeitskreis mit seinen zahlreichen ehrenamtlichen Mitstreiterinnen und Mitstreitern gelang es in den 1960er und 1970er Jahren auch, den stark dezimierten Bestand der Tiere wieder aufzubauen.

Spätestens seit Mitte der 1980er Jahre ist der Wasseramselbestand im Main-Kinzig-Kreis wieder stabil und bewegt sich im Rahmen normaler Bestandsschwankungen jährlich zwischen

etwa 120 und 150 Brutpaaren. Die Stabilisierung dieser Zeigerart für intakte Mittelgebirgsbäche und -flüsse ist eine Erfolgsgeschichte des hessischen Naturschutzes. Im Jahr 2001 übernahm Horst Basermann die Leitung des Arbeitskreises Wasseramsel und garantiert die Kontinuität der Datenermittlung.

Die Zahl der kontrollierten Nistkästen wird seit Mitte der 1980er Jahre weitgehend konstant gehalten (>300 Kästen). Abgängige Kästen werden regelmäßig ersetzt.

In den 1980er Jahren wurden von den einzelnen Gebietsbetreuern vorrangig Nistkästen der Marke Eigenbau aus Holz unterschiedlicher Herkunft oder aus Tischlerplatten eingesetzt.

Später, etwa seit Ende der 1990er Jahre, wurden die Nisthilfen von der Don-Bosco-Werkstatt in Sinntal-Sannerz nach einem einheitlichen Verfahren hergestellt. Das recht stabile Material wird von der Schreinerzunft als „Karosserie-Sperrholz“ bezeichnet. Mittlerweile besteht die deutliche Mehrzahl der im MKK hängenden Kästen aus diesem Material.

Im Regelfall findet die Kontrolle der Kästen einmal im Jahr nach der Brutzeit statt, um Störungen in den sensiblen Bruthabitaten zu vermeiden und um abgebrütete Nester zu entfernen. Teilweise finden auch Kontrollen während der Brutzeit statt, beispielsweise um zwischen Gebirgs- oder Bachstelze als Brutvogel zu unterscheiden.

Bestandstief in den 1950er Jahren

Den Tiefpunkt erreichte der Wasserramselbestand bereits zur Mitte des letzten Jahrhunderts. Die allgegenwärtige Wasserverschmutzung, der Verlust an Brutplätzen aber auch die Nachwirkungen direkter Verfolgung hatten der Vogelart schwer zugesetzt. Noch bis in die 1950er Jahre wurde die Wasserramsel als vermeintlicher Fischräuber verfolgt und geschossen. Erst jahrelange Überzeugungsarbeit konnte manchen Angler und Fischer davon überzeugen, dass sich *Cinclus cinclus* vorwiegend von Wasserinsekten ernährt und kleine Fische nur ausnahmsweise auf dem Speiseplan der Tiere stehen.

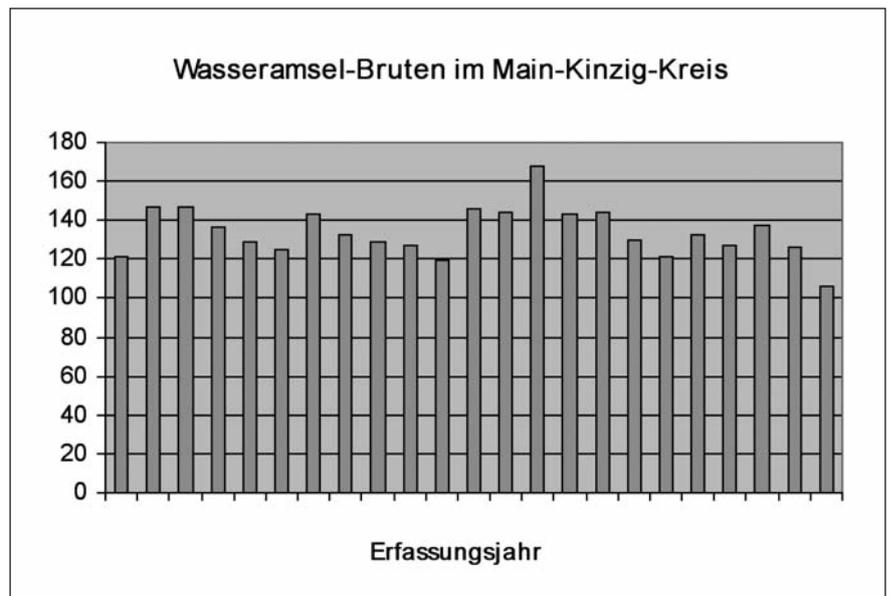
Ein anderer Grund des Bestandsrückgangs war der Verlust an Brutmöglichkeiten. Alte Steinbrücken, Wehre und Mühlen, die mit ihren Mauernischen Jahrhunderte lang ideale Nistmöglichkeiten boten, wurden in den vergangenen Jahrzehnten immer mehr beseitigt oder durch nischenfreie Betonkonstruktionen ersetzt.

Hier konnten die ehrenamtlichen Naturschützer ansetzen. Mit speziell angefertigten Nistkästen, die vor allem unter Brücken, aber auch an Bäumen im ganzen Main-Kinzig-Kreis angebracht wurden, fanden die Tiere eine neue Heimat. Der soziale Wohnungsbau für Wasserramseln sprach sich wohl unter den Tieren schnell herum. Heute brüten weit über 90 % der Tiere in den Nistkästen des NABU.

Rund 320 Spezial-Nistkästen stehen aktuell den Tieren im MKK an 47 Fließgewässern mit einer Länge von rund 330 Kilometern zur Verfügung. Durchschnittlich 37 % der Kästen sind von Wasserramseln bewohnt (Tabelle 1). Regelmäßig nutzen auch andere Vogelarten wie Zaunkönig und Gebirgsstelze die Luxusbehausungen.

Die meisten Wasserramseln brüten entlang der Bäche und Flüsse, die von Spessart, Rhön und Vogelsberg der Kinzig zufließen. Hier finden die Tauchvögel klares Wasser mit einer optimalen Sichttiefe. Auch die Kinzig selbst bietet in ihrem Ober- und Mittellauf zahlreichen Brutpaaren genug Nahrung.

Hier findet die Wasserramsel eine mittlere bis reißende Strömung (Strömungsgeschwindigkeit von etwa 0,3 bis über 1 m/s) und mit Geröllsteinen verschiedener Größen besetzte Bachbetten



und Ufer. Aus dem Wasser herausragende Steinblöcke werden als Ansitzwarten genutzt. Ufersäume überwiegend aus Erlen bieten Deckung und in den unterspülten Wurzeln können dort wo künstliche Brutmöglichkeiten fehlen, die kugelförmigen Nester angelegt werden.

Auch Nischen in Brücken, Ufermauern, Wassermühlen und ähnliche Örtlichkeiten, jedenfalls stets in Wassernähe bzw. unmittelbar am Wasser, bieten gelegentlich Möglichkeiten für die Nestanlage.

Im flachen Westkreis dagegen dünnen die Bestände aus. In den Sandbächen der Niederung kann sich der Vogel beim Tauchen nicht im Substrat festkrallen; zudem ist das Nahrungsangebot in diesen Gewässern nicht ausreichend. Die Kinzig selbst ist in ihrem Unterlauf zu tief und zu trüb für die nach Wasserinsekten tauchenden Tiere.

Die unterschiedliche Eignung und Qualität der Gewässer aus Wasserramselsicht drückt sich auch bei der Siedlungsdichte aus (Tabelle 2). Besonders gute Wasserramselhabitate wie die obere Kinzig oder der Steinaubach zeichnen sich durch kleine Reviere aus (<2 km Gewässerstrecke/Brutpaar). Suboptimale Reviere wie die mittlere Kinzig oder die Gründau mit ihren Seitenbächen sind deutlich größer (>3 km/Brutpaar). Die durchschnittliche Wasserramsel-Reviergröße betrug im Jahr 2008 im Main-Kinzig-Kreis ca. 2,5 km Fließgewässerstrecke.

Weit über 20 Aktive tragen jährlich für das NABU-Langzeitprojekt Daten

aus allen Teilen des Kreises zusammen, um die Entwicklung der Population zu dokumentieren. Neben dem konkreten Artenschutz steht für die ehrenamtlichen Naturschützer das Monitoring der Fließgewässer im Vordergrund.

Die Bestandsentwicklung der Population im Main-Kinzig-Kreis seit 1985 ist in Abbildung 1 (vgl. auch Tabelle 1) dargestellt. Verglichen mit anderen Vogelarten ist die Schwankungsbreite des Bestandes gering. Lässt man den höchsten und niedrigsten Wert außer acht, so schwankt der Bestand im Main-Kinzig-Kreis regelmäßig zwischen 147 und 121 Brutpaaren. Im Mittel wurden seit 1987 im Kreisgebiet 134 Brutpaare gezählt (Median 133 BP). Eine Ausnahme bildete das Jahr 2009. Mit nur 106 Bruten wurde hier ein Negativrekord verzeichnet.

Die Experten des Arbeitskreises Wasserramsel halten den strengen Winter 2008/2009 für die wahrscheinlichste Ursache des Bestandsrückgangs. Anzeichen für andere Ursachen wie etwa eine erhöhte Prädation oder eine Krankheit konnten bisher nicht beobachtet werden. Totfunde waren nicht zu verzeichnen. Da die Bestandsrückgänge – wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung – in allen Gewässersystemen stattfanden, können auch Gewässerverunreinigungen als Ursache ausgeschlossen werden. Da auch der Winter 2009/10 wieder zu den strengeren gehörte, bleibt abzuwarten, ob sich der Bestand schnell wieder erholt oder auf niedrigem Niveau stagniert.

Der Wasseramselbestand ist ein recht gutes Frühwarnsystem für den Zustand der Fließgewässer in den Mittelgebirgslagen. Geht es dem Wasseramselbestand gut, ist auch das Ökosystem in einem guten Erhaltungszustand. Die Langzeitbeobachtungen des NABU liefern deshalb sehr wichtige Datenreihen und wissenschaftliche Erkenntnisse, die auch für die Umsetzung der europäischen Wasserrahmenrichtlinie und der FFH-Richtlinie von Bedeutung sind.

Sollte der Bestand im Main-Kinzig-Kreis über mehrere Jahre unter 120 Brutpaare sinken, wäre das ein deutliches Alarmsignal.

Bruthilfen werden bevorzugt

Fast alle Brutpaare nisten in den vom NABU angebotenen künstlichen Bruthilfen (Foto 2). Naturbruten kommen im Main-Kinzig-Kreis regelmäßig vor, machen aber deutlich weniger als 10 % aus (Tabelle 1). Auch wenn von einer gewissen Dunkelziffer und einigen nicht entdeckten „Naturnestern“ ausgegangen werden muss, liegt die Schwankungsbreite der erfassten Naturbruten im Beobachtungsgebiet zwischen 2 und 14 (Mittelwert: 7). Damit ist die Schwankungsbreite der Naturbruten deutlich höher als die in den künstlichen Bruthilfen.

Diese starke Ausrichtung auf künstliche, weitgehend prädatorensichere Bruthilfen in einem gut geeigneten Lebensraum garantiert gute Bruterfolge und gleichzeitig verlässliche Monitoring-Ergebnisse, die bei anderen Arten in dieser Zuverlässigkeit über Jahre hin kaum zu erreichen sind. Die Ausrichtung des Bestandes auf künstliche Nisthilfen bedeutet aber auch eine Abhängigkeit von Naturschutzmaßnahmen. Die Art oder besser der etwa gleichbleibend hohe Bestand hängt „am Tropf des Naturschutzes“. Entsprechend gehört die Wasseramsel nach dem BNatSchG zu den besonders geschützten Arten. In Hessen wird die

TABELLE 1: Bestandsentwicklung von *Cinclus cinclus* im Main-Kinzig-Kreis seit 1987

Untersuchungs-jahr	BP C.c. gesamt	BP C.c. in Naturnestern	Siedlungsdichte (km/Brutpaar) Mittelwert	Siedlungsdichte (km/Brutpaar) Mittelwert/ Maximum	BP Zaunkönig	BP Gebirgs- und Bachstelze	Belegung (%) C.c./ Alle Arten
1987	121	7			2	24	35 / 44
1988	147	2			3	56	45 / 63
1989	147	5			2	26	43 / 51
1990	136	2			7	31	42 / 54
1991	129	3			5	42	42 / 57
1992	125	4			9	41	35 / 50
1993	143	9			17	52	40 / 61
1994	133	4			12	37	42 / 57
1995	129	5			10	52	43 / 65
1996	127	9			15	52	37 / 58
1997	119	12			5	27	33 / 43
1998	146	10			11	33	41 / 54
1999	144	12			9	43	39 / 50
2000	168	14			9	46	45 / 61
2001	143	9			8	22	42 / 52
2002	144	8			8	26	43 / 54
2003	130	8			5	28	39 / 50
2004	121	7			7	28	36 / 47
2005	133	7			13	27	39 / 51
2006	127	7	2,67		4	30	38 / 49
2007	137	7	2,47		10	39	41 / 57
2008	126	6	2,56	1,67 / 3,38	13	42	39 / 57
2009	106	3	3,04	2,00 / 5,80	7	43	33 / 49*
Mittelwert	134,0	7,0			8,3	36,8	39,7 / 53,7
Median	133	7			8	37	40 / 54

Tabelle 1: Darstellung der Bestandsentwicklung von *Cinclus cinclus* im Main-Kinzig-Kreis seit 1987. Aufgeführt sind die Anzahl der Bruten (Gesamt sowie Naturnester), die Siedlungsdichte der Beobachtungsjahre 2008 und 2009 sowie die Belegung der künstlichen Brutstätten. Ebenso dargestellt ist die Zahl der Bruten der Begleitarten Zaunkönig und Gebirgsstelze (inkl. Bachstelze).

BP = Brutpaar, * = 2009 wurde erstmals die Brut eines Feldsperlings in einem Wasseramselkasten beobachtet.



Die Wasseramsel ist der Charaktervogel der Bäche und Flüsse unserer Mittelgebirge (Foto: NABU).

Künstliche Nisthilfen wie hier im Main-Kinzig-Kreis werden von Wasseramseln gerne angenommen (Foto: Horst Basermann).

Die Wasseramsel

Junge Wasseramseln können bereits schwimmen und tauchen, bevor sie fliegen können. Eine Tauchzeit von 5–10 Sekunden ist bei Altvögeln nichts Seltenes. Eine Tauchtiefe von 1,5 Metern und eine Tauchstrecke von 20 Metern wurden schon gemessen. Die Nestlinge lassen sich bei Störungen ins Wasser fallen und untergetaucht eine Strecke treiben, bis sie dann das deckungsreiche Ufer aufsuchen.

Als besondere Anpassung an das Wasserleben haben Wasseramseln ein dichtes Gefieder, eine große Bürzeldrüse und Häute mit denen die Nasenöffnungen am Schnabel verschlossen werden können. Die Flügel dienen als Ruder unter Wasser. Die Knochen der Tiere sind bis auf den Schädelknochen mit Mark gefüllt, um das Gewicht zu erhöhen.

Durch die Strömung und eine gekonnte Körperhaltung lassen sich die Tiere auf den Boden drücken. Wollen sie wieder an die Wasseroberfläche, verändern sie ihre Körperhaltung und schießen wie ein Korken nach oben. Am Gewässerufer oder auf Felsblöcken im fließenden Wasser sind die Tiere oft bereits von Weitem am arttypischen „Knicksen“ zu erkennen.

Die Nahrung besteht meist aus Wasserinsekten und deren Larven, ebenso aus kleinen Krebstieren und Wasserschnecken. Selten bereichern auch kleine Fische den Speiseplan. Die erste von oft zwei Jahresbruten beginnt nicht selten schon im Februar.

Wasseramsel auf der Vorwarnliste (Kategorie V) der Roten Liste der Brutvögel geführt (HGON & VSW 2006).

Begleitarten der Wasseramsel

Die regelmäßigen Wasseramselkontrollen des NABU-Arbeitskreises bieten noch eine Reihe wichtiger Nebenergebnisse. Beispielsweise können so auch Zaunkönignester auf einer konstanten Zählstrecke erfasst werden. Auch für diese Art ist es daher mit gewissen Einschränkungen möglich, Aussagen über die regionale Bestandsentwicklung zu treffen. Noch besser gelingt dies für die Gebirgsstelze, die ebenfalls Wasseramselkästen als Brutplatz nutzt und im Gegensatz zum Zaunkönig stark an den Lebensraum Fließgewässer angepasst ist.

Zweifelsohne werden die für *Cinclus cinclus* konzipierten Kästen in der Praxis sehr gut von der Wasseramsel angenommen, sodass die Belegungsrate im Erhebungsgebiet bei einem Mittelwert von 39,8% (Median: 37 Bruten) regelmäßig zwischen 33% und 45% schwankt.

Der Zaunkönig *Troglodytes troglodytes* brütet zwar nicht häufig aber doch regelmäßig in den Kästen. Die Schwankungsbreite der festgestellten Bruten

bzw. Belegungen ist aber deutlich höher als bei *Cinclus cinclus* und schwankt um einen Mittelwert von 8,3 (Median: 8 Bruten) zwischen 2 und 15 festgestellten Nestern.

Wikipedia gibt die europäische Population des Zaunkönigs mit mehr als 23.000.000 Brutpaaren beziehungsweise etwa 20.000.000 bis 50.000.000 Brutpaaren an. Der hessische Bestand wird mit > 10.000 Brutpaaren angegeben (HGON & VSW 2006) und macht daran nur einen sehr geringen Anteil aus. Die weite Spanne der Bestandschätzung der europäischen Population erklärt sich durch erhebliche Populationschwankungen, die auch in den vorliegenden Zahlen aus dem Main-Kinzig-Kreis auftreten. Der Bestand war im Mittel von 1970 bis 1990 stabil (Wikipedia). Zwischen 1990 und 2000 wurde ein leichter Anstieg der Populationen außerhalb des europäischen Hauptverbreitungsgebietes verzeichnet. Dies betraf insbesondere das Vereinigte Königreich. Die vorliegenden Daten aus dem Main-Kinzig-Kreis decken sich mit diesen Beobachtungen. Zwischen 1992 und 2000 wurden mehrheitlich überdurchschnittlich hohe Belegungen festgestellt. Dies gilt auch für die Jahre 2005, 2007 und 2008. Da die Zaunkönigsmännchen oft mehrere Nester bauen,

kann aus der Zahl der aufgefundenen Nester nicht automatisch der wirkliche Brutbestand abgeleitet werden.

Eine signifikante Korrelation (negativ oder positiv) zu den Wasseramsel- oder Gebirgsstelzenbruten in den Nisthilfen ist nicht erkennbar (Tabelle 2). Mit hoher Konstanz und größerer Belegungsrate als der Zaunkönig nimmt die Gebirgsstelze *Motacilla cinerea* die künstlichen Brutmöglichkeiten an. Aufgrund des sehr extensiven ehrenamtlichen Monitorings wurde allerdings nicht konsequent zwischen einer Belegung durch Gebirgsstelze und Bachstelze unterschieden. Die Autoren gehen aufgrund vertiefter Beobachtungen in ausgesuchten Gewässerabschnitten davon aus, dass es sich komplett oder zumindest ganz überwiegend um Bruten bzw. Nester der Gebirgsstelze handelt.

Der Bestand der Gebirgsstelze wird in Hessen mit 1.500 bis 3.500 angegeben (HGON & VSW 2006 und HMULV 2008). Im Untersuchungsgebiet schwankt der (Gebirgs-)Stelzenbestand, der in künstlichen Nisthilfen brütet, um einen Mittelwert von 36,8 (Median: 37). Der Nistkastenbestand der Art im Main-Kinzig-Kreis schwankt zwischen 22 Nestern im Minimum und 56 Kastenbelegungen im Maximum.

Phasen unterdurchschnittlicher Kastenbelegung wechseln sich mit Jahren überdurchschnittlicher Anzahl an Nestern ab. Auf sechs Jahre unterdurchschnittlicher Kastenbelegung zwischen 2001 und 2006 folgten 3 überdurchschnittliche Jahre (2007 bis 2009).

Eine negative oder positive Korrelation zu den Wasseramsel- oder Zaunkönigbruten in den Nisthilfen ist nicht erkennbar. Andere Nischen- oder Halbhöhlenbrüter konnten in der Regel nicht angetroffen werden. Bemerkenswert war allerdings im Jahr 2009 die erstmalige Brut eines Feldsperlings in einem Wasseramselkasten.

Die Siedlungsdichte der Wasseramsel

Tabelle 2 beschreibt die Siedlungsdichte der Wasseramsel an den einzelnen Fließgewässern im Main-Kinzig-Kreis in den Jahren 2008 und 2009. Dabei sind niedrige Werte (Reviergröße in Kilometern Fließgewässerstrecke) gleichbedeutend mit hohen Revierdichten und umgekehrt. Die Bandbreite der Reviergrößen erstreckt sich in den beiden Jahren von 1,67 km bis zu 5,8 km. Insbesondere die Daten aus 2008 zeigen, dass optimale Wasseramselhabitate mit relativ kleinen Brutpaarrevieren vor allem im Bereich der oberen Kinzig und deren Seitenbächen, im Steinaubach und Ürzeller Wasser, an der Salz sowie an Jossa und Sinn vorhanden sind.

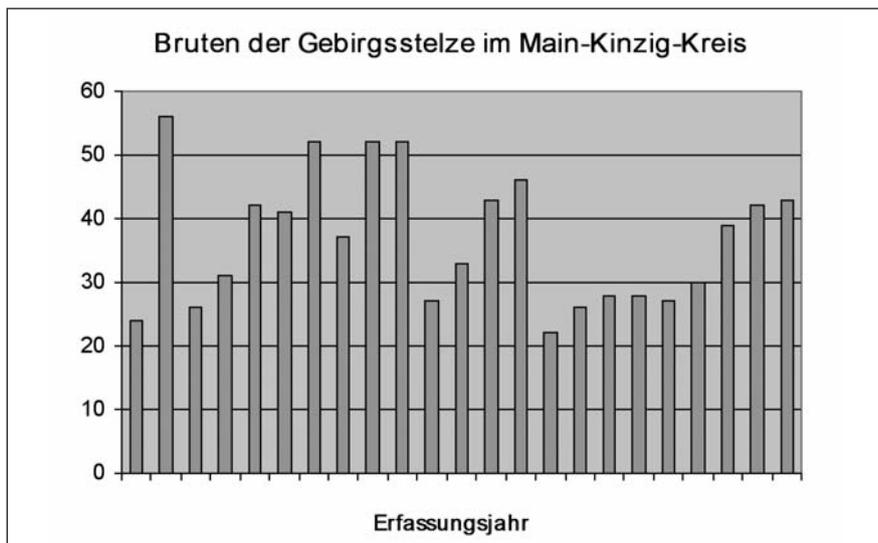
Bei eher suboptimaler Ausstattung werden die Wasseramselreviere deutlich größer. Dies gilt besonders für die mittlere Kinzig, ebenso für Bracht und Gründau jeweils mit ihren Seitenbächen.

Das Wasseramselmonitoring im Main-Kinzig-Kreis zeigt, dass auch ein ehrenamtlich durchgeführtes Monitoring über lange Zeit aufrechterhalten und gleichzeitig konstant gute Ergebnisse bringen kann. Es bleibt zu hoffen, dass die Aktivitäten des NABU-Arbeitskreises Wasseramsel im Main-Kinzig-Kreis noch viele Jahre, ja sogar Jahrzehnte bestehen bleiben. Vor dem Hintergrund neuer Herausforderungen an den Naturschutz wie beispielsweise dem Klimawandel können nur entsprechend lange Beobachtungsreihen verlässliche und qualifizierte Aussagen zur Populationsdynamik von Arten liefern. ■

TABELLE 2: Siedlungsdichte der Wasseramsel im Main-Kinzig-Kreis

Gewässer	Km/Brutpaar 2008	Km/Brutpaar 2009
Obere Kinzig	1,67	3,33 (↓ ↓)
9 Seitenbäche der oberen Kinzig	2,12	3,60 (↓ ↓ ↓)
Mittlere Kinzig	3,38	4,50 (↓)
Steinaubach und Ürzeller Wasser	1,69	2,00 (↓)
Ulmbach	3,00	3,00 (↔)
Salz	1,71	2,00 (↓)
Bracht und Seitenbäche	3,06	3,50 (↓)
Gründau und Seitenbäche	3,22	5,80 (↓ ↓ ↓)
Orb und Seitenbäche	2,50	2,14 (↑)
Bieber und Seitenbäche	2,50	2,50 (↔)
Jossa	1,82	2,06 (↓)
Sinn und Seitenbäche	1,91	2,22 (↓)
Mittelwert über alle Fließgewässer	2,56	3,04 (↓)

Tabelle 2: Darstellung der Besiedlungsdichte der Wasseramsel an den einzelnen Fließgewässern im Main-Kinzig-Kreis (km/Brutpaar) in den Jahren 2008 und 2009. Mäßige und starke Abnahmen der Siedlungsdichte gegenüber dem Vorjahr sind mit (↓) und (↓ ↓ ↓) gekennzeichnet, mäßige Zunahmen mit (↑).



Danksagung

Die dargestellten Monitoring-Ergebnisse sind das Ergebnis zahlreicher Stunden ehrenamtlicher Arbeit. Folgenden ehrenamtlichen Kolleginnen und Kollegen des Arbeitskreises Wasseramsel gilt der besondere Dank des NABU Main-Kinzig:

Adolf Beck, Klaus Hohmann, Erwin Koch, Jürgen Koch, Karl-Richard Licht, Alfred Loos, Thomas Mathias, Thomas Moser, Peter Rieth, Martin Ruhl, Lothar Ruppel, Herbert Schneider, Hans Schüssler, Waldemar Stroh, Manfred Thiel, Rainer Thienhaus und Horst Wiederspahn.

Literatur

HGON & VSW (2006): Rote Liste der bestandsgefährdeten Brutvogelarten Hessens – 9. Fassung, Stand Juli 2006. Zeitschrift für Vogelkunde und Naturschutz in Hessen – Vogel und Umwelt 17: 3–51 (2006)

HMULV (2008): Natura 2000 praktisch – Artenschutz in und an Gewässern. Herausgeber: Hessisches Ministerium für Umwelt, ländlichen Raum und Verbraucherschutz, Mainzer Straße 80, 65189 Wiesbaden. Broschüre 344 Seiten, ISBN: 978-3-89274-281-4.

Naturbeobachtungen auf ehemaligen Streuobstwiesen nach ihrer Bebauung mit Häusern innerhalb von 50 Jahren in Gelnhausen

Elfriede Kaiser



Etwa seit 1900 sind von den früheren Weinbergen, die an das Stadtgebiet von Gelnhausen angrenzen, kaum welche übriggeblieben. Ihre Hanglagen wurden teilweise mit Obstbäumen bepflanzt oder auch anderweitig genutzt. Auch einzelne Häuser wurden erbaut, deren Bewohner wohnten dann „vor dem Holztor“, „vor dem Haitzer Tor“, „vor dem Röther Tor“, also vor den ehemaligen Stadttoren und deren Mauern.

Unberührt von diesen Maßnahmen blieben die sich in einem weiten Umkreis um das Stadtgebiet anschließenden Baumstücke, die heute als Streuobstwiesen ein Begriff sind und als solche bezeichnet werden.

Doch ab ca. 1950 war es auch damit vorbei. Von West nach Ost und im Norden rund um das gesamte Stadtgebiet wurden die Baumstücke als Neubaugelände ausgewiesen. – Die meisten Bäume mussten wegen den Baumaßnahmen und neuen Straßen gefällt werden, nur wenige blieben erhalten.

Der Lebensraum für viele Singvögel ging ganz verloren: Wendehals, Zaunkönig, Fliegenschnäpper, Heckenbraunelle, Kleiber, Dompfaff und andere sind nicht mehr vorhanden. Dafür sind die Elstern, Grünspechte, Kohlmeisen und Ringeltauben stark vertreten.

Die früher bunten Blumenwiesen mit ihrer Artenvielfalt können uns als frühere Streuobstwiesen auch nicht mehr erfreuen. Der dauernde Einsatz der Rasenmäher im Sommer führte und führt zur völligen Eintönigkeit.

Eine weitere Eintönigkeit brachte auch die Anpflanzung von verschiedenen Koniferen mit, besonders wenn es sich dabei um Straucharten handelte, die für Sichtschutz sorgen sollten. Diese wiederum sind ein Zwischenwirt für die Sporen des Birnengitterrostpilzes. Hat dieser erst einmal in ihren Anpflanzungen Fuß gefasst, befällt er

anschließend alle Blätter der Birnbäume auf deren Oberseite mit orangefarbenen Sporen, die schwarze Würzchen zeigen. Auf der Unterseite der Blätter bilden sich dabei polsterartige Verdickungen mit kegelförmigen Gebilden, die gitterförmig aufreißen. Zeigt ein Birnbaum nur noch einen solchen Befall seiner Blätter, ist er nicht mehr zu retten. Dann hilft auch keine Chemie, sondern nur der Verzicht auf die Anpflanzung von Wachholderarten in Gegenden in denen Birnbäume angepflanzt werden.

Ein weiterer Pilz hat sich in den letzten Jahren als Ursache für das Sterben von Apfelbäumen herausgestellt. So fiel mir auf, dass sich am Fuße des Stamms eines Apfelbaumes der Sorte „Landsberger Renette“ ein dichter Kranz brauner Pilze gebildet hatte. Das war im Herbst 2003. Schon im Frühjahr 2004 erfolgte kein Austrieb des Baumes mehr und erst recht kein Austrieb von Blüten. Der Baum war dürr geworden und reckte nur noch seine große, holzige Krone aus.

Im Frühjahr 2009 wies der Apfelbaum der Sorte „Roter Bellefleur“ das gleiche Erscheinungsbild auf und musste ebenfalls beseitigt werden. Die Ursache für das Sterben dieser in vollem Wuchs stehenden Apfelbäume war das Auftreten des Trichterpilzes Hallimasch (*Armillaria*) im Herbst. Ursprünglich ist dieser Pilz ein Waldpilz, den die Förster nicht gerne in ihren Beständen sehen, da er verantwortlich für das Eingehen von Waldbäumen ist. Jetzt hat sich dieser Pilz auch an unsere Apfelbäume herangemacht und vernichtet sie. Feuchte Witterung begünstigt ihn dabei. Doch auch Säugetiere sind noch in den früheren Streuobstwiesen anzutreffen. So konnte ich den Siebenschläfer, der auch als Bilch bezeichnet wird, in unseren Nistkästen

entdecken. Er benutzt diese als Winterquartier. Genügend Nahrung findet er durch Obst, um sich damit wohlgenährt über den Winter zu bringen. Ein weiteres Säugetier, das als Schädling sein Unwesen in unseren Gärten treibt, ist der Waschbär. Dass er in den Nistkästen keine Vogelbrut aufkommen lässt, ist inzwischen auch bekannt. An jungen Obstbäumen knickt er Äste ab und bevorzugt deren Früchte als Nahrung, ebenso alle Beerenfrüchte. Mit seinem Kot macht er Erdbeeren, Salat usw. ungenießbar und verbreitet damit krankmachende Keime.

Zum Schluss möchte ich noch auf ein wenige Millimeter großes Insekt hinweisen, das früher nur in unseren Wäldern anzutreffen war. Es handelt sich dabei um den gemeinen Holzbock, auch als Zecke (*Ixodes ricinus*) bezeichnet, der heute überall in der gesamten Flur anzutreffen ist. Menschen und Tiere sind vor seinem Befall nicht sicher, denn es können durch ihn gefährliche Krankheitserreger übertragen werden. Enzephalitis: Entzündung des Gehirngewebes, Meningitis: Entzündung der Hirnhaut. Diese Erkrankungen können durch vorbeugende Impfungen behandelt werden. Die Behandlung von Borreliose, welche auch durch den Holzbock hervorgerufen wird ist erst nach ihrem Auftreten und ausschließlich durch Verabreichung von Antibiotika möglich.

Mit diesen persönlichen Beobachtungen möchte ich auf die stattgefundenen Veränderungen der Lebensräume von ehemaligen Streuobstwiesen hinweisen. Denn, obwohl meine Familie und ich versucht haben, den Charakter des früheren Baumstückes, das sich seit 1882 in Familienbesitz befindet, zu erhalten, sind andere Einflüsse im Laufe eines halben Jahrhunderts wirksam geworden. ■

775 Jahre Ronneburg (1236–2011)

Die Urkunde des Staufer-Kaisers Friedrich II.

Ferdinand Graef

Im Jahre 1986 feierte die Gemeinde Ronneburg mit dem Jubiläum „750 Jahre Ronneburg“ ein großes Fest. Inzwischen sind 25 Jahre vergangen. Die Ronneburger wollen an diese Tradition anknüpfen und feiern im Jahre 2011 das Jubiläum „775 Jahre Ronneburg“. Es soll ein Fest der ganzen Gemeinde, aller Vereine und aller Bürger mit ihren Kindern werden. Ein umfassendes Festprogramm wird über die Aktivitäten informieren. Ronneburg freut sich auf viele Besucher!

Die moderne überschaubare Verwaltungseinheit „Ronneburg“ entstand aus dem kommunalen Zusammenschluss der 3 Ortsteile Hüttengesäß, Neuwiedermuß und Altwiederimus im Jahre 1972 mit damals 2.680 Einwohnern, heute sind es 3.369 Einwohner.

Im Jahre 1236 wurden in einer Urkunde des Staufer-Kaisers Friedrich II. aus Anlass der Übertragung der kaiserlichen Schutzrechte des Reiches auf das Kloster Selbold die Ortsnamen Altwiederimus (Witteramis) und Hüttengesäß (Hittengesetze) erstmals erwähnt. Der lateinische Text lautet in der Übersetzung nach Reimer, Urkundenbuch Band I, Nr. 196 als Auszug:

„...von Kaiser Friedrich II. als Selbolder Klosterbesitz bestätigt. Friedrich II. von Gottes Gnaden römischer Kaiser. Gruß und alles Gute!

Durch gegenwärtiges Schreiben wollen wir allen Untertanen des Reiches kundtun, dass wir den ehrwürdigen Vorsteher des Convent des Klosterstiftes in Selbold unter unseren und des Reiches besonderen Schutz nehmen: Das Kloster selbst und den Ort, der dabei liegt und gleichen Namen führt, und was dazu gehört, nämlich: Hittengesetze, Witteramis, Gunsrodes, Lobberbach, Mittela, Miroidis, Hellers, Geilnhusen Heets und Teile von Weterbach, die

Zehnten in den genannten Dörfern und ihre anderen Güter, die sie jetzt in rechtmäßigem Besitz haben und was sie mit Recht erwerben werden. Wir schreiben vor und befehlen wohl zu beachten, dass keiner sich herausnehme, den genannten Vorsteher, den Konvent, das Kloster und ihre Güter gegen den Inhalt dieses Schutzbriefes zu beunruhigen. Wer es dennoch tut, soll wissen, dass er unseren Zorn auf sich lädt.

Zum Gedächtnis und zur Bestätigung für die spätere Gültigkeit haben wir das gegenwärtige Schreiben mit unserem Siegel versehen lassen.

Gegeben zu Würzburg
Im Mai 1236“

Neben Hüttengesäß und Altwiederimus sind in dieser Urkunde auch die damaligen Siedlungen Gonsrod, Laubersbach, Niedermittlau, Meerholz, Hailer, Haitz und Teile von Wächtersbach erwähnt.

Unter des Kaisers und des Reiches besonderen Schutz zu stehen, mit dem Siegel des Kaisers versehen, das war vor 775 Jahren für unsere Dörfer Hittengesetze und Witteramis von großer Bedeutung! Wer unter dem besonde-

ren Schutz des Reiches stand, der wusste allerdings auch, an wen er den Zehnten zu zahlen hatte, nämlich an das Kloster Selbold, das damals zum Erzbischof von Mainz gehörte.

Diese Urkunde wurde von Kaiser Friedrich II. im Mai 1236 auf der Marienburg in Würzburg unterzeichnet. Die Festung Marienburg oberhalb des Mains bot durch ihre Mauern nicht nur Sicherheit, sondern auch einen gewissen Wohnkomfort für das kaiserliche



Gefolge Friedrichs II. Regieren war mit Reisen und Reiten des Kaisers von einer Stadt und von einer Pfalz zur andern verbunden. Einen festen Regierungssitz des Kaisers gab es nicht. Würzburg war für Friedrich II. und schon für seinen Großvater Friedrich I. Barbarossa und seinen Vater Heinrich VI. die heimliche Hauptstadt in dem großen Reich der Staufer, das über 2.000 km von Dänemark bis nach Sizilien und von Burgund bis nach Ungarn reichte.

Aber auch die Stadt Gelnhausen war in der Stauferzeit als freie Reichsstadt von großer Bedeutung. Gelnhausen war direkt dem Kaiser unterstellt. Kaiser Barbarossa erhob Gelnhausen am 25. Juli 1170 zur Reichsstadt. Zwischen 1170 und 1180 wurde auf der Kinziginsel die Kaiserpfalz errichtet. Sie ist mit ihren kunstvollen Steinmetzarbeiten an Palas und Kapelle eine der schönsten Kaiserpfalzen und diente dem engeren kaiserlichen Gefolge hauptsächlich zum Wohnen. Friedrich I. Barbarossa war auf seinem Reiseweg von Frankfurt nach Fulda öfters in Gelnhausen. Auf dem Reichstag in Gelnhausen im April 1180 wurde unter Barbarossa gegen den Welfen Herzog Heinrich den Löwen von Sachsen und Bayern verhandelt und seine Absetzung in der Gelnhäuser Urkunde diktiert. Während der Reichstage mussten die vielen Gäste des Reichstages außerhalb der Pfalz übernachten, in Zelten auf der großen Fläche vor der Pfalz, der heutigen Müllerwiese.

Auch der Sohn Barbarossas Heinrich VI. war ca. zehnmal in Gelnhausen. Er hatte einen „anderen Löwen“ im Focus. 1193 wurde in Gelnhausen über die Freilassung des englischen Königs Richard Löwenherz verhandelt. Er wurde nach dem misslungenen Kreuzzug auf der Festungsburg Trifels gefangen gehalten und erst nach einem Jahr gegen Zahlung einer hohen Summe, es sollen 100.000 Mark in Silber gewesen sein, wieder freigelassen.

Friedrich II. war in der Zeit von 1214 bis 1219 sechsmal in Gelnhausen. Keinem anderen Herrscher des Mittelalters wurde so viel Bedeutung entgegengebracht wie Friedrich II. von Hohenstaufen (1194 – 1250). Die Faszination, die Friedrich II. ausstrahlt, geht auf seine Herkunft zurück.

Die Geschichte des Barbarossa Enkels lässt sich wie ein Märchen erzäh-

len. Es ist die Geschichte eines Königssohnes, der am 26. Dezember 1194 fern vom Hof an der Grenze zwischen dem Heiligen Römischen Reich und dem Königreich Sizilien in einem Zelt auf dem Marktplatz der kleinen Stadt Jesi geboren wurde. Nach dem frühen Tod seines Vaters Heinrich VI. und seiner normannischen Mutter Konstanze de Hauteville, wuchs der Vollweise zunächst als Gassenjunge in Palermo auf. Er wurde zeitweise von einem muslimischen Kadi erzogen. Danach nahm ihn der damalige Papst Innozenz III. in Obhut und Vormundschaft, und ließ den jungen Friedrich vom Erzbischof von Palermo erziehen und ausbilden.

Friedrich II. war sehr sprachbegabt; er beherrschte nicht nur die lateinische Sprache, in der die Originalurkunde über die Ersterwähnung von Hittengesetze und Witteramis verfasst ist, sondern auch Englisch, Französisch, Arabisch und etwas Deutsch. Es ist die Geschichte eines armen Königssohnes, den niemand auf seine Zukunft vorbereitet hatte und der dennoch einer der höchst gebildeten und weisesten Herrscher war. Im Alter von 17 Jahren selgte Friedrich II. am 18. März 1212 von Palermo ab, um sich schnellstens über die Alpen nach Deutschland durchzuschlagen und dort gegen den Welfen Kaiser Otto IV. sein Erbe als deutscher Kaiser anzutreten. Das Ziel war die Versammlung der Fürsten in Konstanz am Bodensee. Der Weg über die Alpen war gefährlich und sehr schwierig. Sein exotisches Erscheinen in Begleitung seines arabischen Hofstaates und im Schutz seiner treuen sarazenischen Leibwache mit Elefanten, Löwen, Reitkamelen erregte überall bei seinem Durchzug durch das Oberrheintal großes Erstaunen.

Er benötigte mit seinem Heer von 60 Mann zwei Monate, und es war ein Wettlauf mit der Zeit. Wäre er drei Stunden später in Konstanz eingetroffen, so wäre er vermutlich nie in Deutschland hochgekommen, denn sein Kontrahent auf den Kaiserthron, der Welfen Kaiser Otto IV. war aus dem Norden mit seinem Gefolge ebenfalls auf dem Eilmarsch nach Konstanz aufgebrochen. Dort war das Festmahl bereits für ihn gerichtet. In Begleitung von Friedrich II. war jedoch der päpstliche Legat Berard von Castacca, der den versammelten Fürsten die päpstliche Bannbulle gegen Otto IV. vorlas.

Daraufhin wurde mit Unterstützung des Bischofs von Chur und des Abtes von St. Gallen ausgerufen, dass soeben der rechtmäßige Kaiser Friedrich II. eingetroffen sei. Die versammelten Fürsten traten zu Friedrich II. über und ließen sich mit ihm zusammen den Braten des noch nicht eingetroffenen Welfen schmecken. Kaiser Otto IV. war nämlich am Nordufer des Bodensees beim Warten auf die Fähre nach Konstanz aufgehalten worden. So galt schon damals der weise Spruch: Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben!

Im Dezember 1212 bestätigten die Fürsten in Frankfurt in einer Nachwahl das Königtum Friedrich II. Anschließend wurde Friedrich II. im Dom zu Mainz mit nachgebildeten Insignien (die echte Krone war noch im Machtbereich Ottos IV: in Aachen) gekrönt.

Friedrich II. widmete sich der Mathematik, Astronomie, Medizin und Philosophie und schrieb auch selbst Bücher. Er war ein großer Förderer der Wissenschaft. Im Jahre 1224 gründete er die Universität von Neapel, in der damals schon Frauen studieren konnten. Er tauschte sich mit arabischen Gelehrten aus und war gegenüber allen Religionen tolerant.

Wie aus dem beiliegenden Gemälde, das aus dem Kaisersaal des Frankfurter Römers stammt, zu sehen ist, hatte Friedrich II. auch ein Hobby. Es war die Jagd mit Falken, die Falknerie. Darüber hatte er ein Buch geschrieben, das er seinem Sohn König Manfred von Sizilien widmete. Dieses Buch über die Jagd mit Falken ist heute noch von großer praktischer und wissenschaftlicher Bedeutung und galt am Japanischen Kaiserhof bis Anfang des 20. Jh. als richtungweisend.

In einem Bildband „775 Jahre Ronneburg“, der im Mai 2011 erscheinen wird, soll versucht werden einen Einblick in die Welt der Staufer und in das Leben und Wirken Kaiser Friedrichs II. in unserer Region zu geben. ■

Literatur

R. M. Bordihn, Der Falke von Palermo, Fischer Taschenbuch Verlag, 2/2005.

Uwe A. Oster, Die Frauen Kaiser Friedrichs II., Piper Verlag GmbH München, 12, 2009.

Heinrich A. Stern aus Unterreichenbach

„Du wirst geleitet vom Schweigen Gottes“

Peter Mosler

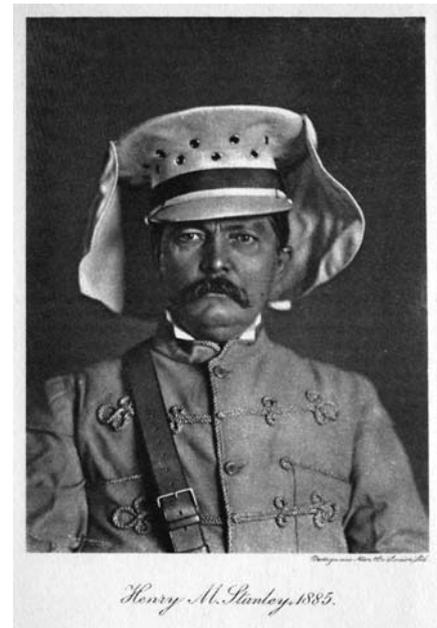
Ich suchte in Miami Beach einen holländischen Juden auf, der als Erforscher der Geschichte Henry Aaron Sterns galt. Er wohnte in einem jüdischen Haus mit gesichertem Zugang. Als ich in seine Wohnung trat, führte er mich in das Arbeitszimmer – ausgefüllt von einem breiten Eichenschreibtisch. An den Wänden Regale, bedeckt von Büchern, Manuskripten, Dokumenten, Aktenordnern und Zeitschriften der *Royal Geographic Society*. Über dem Schreibtisch hing ein Bild des bärtigen Dr. Henry Aaron Stern, flankiert von einem Stich des Lord Napier in Uniform. Auf einem Arbeitstisch stand eine Öllampe, in deren Fuß eingraviert war: *Piscotta, Birstein*. Im Licht der Neonlampe tanzten Staubkörner unter der Decke. Neben der Öllampe standen englische, deutsche und amharische Bücher. „Alle über Stern“, bemerkte der Holländer.

1844 segelte Stern mit 24 Jahren nach Palästina und arbeitete die nächsten fünf Jahre unter den Juden des Iran und Irak. 1859 sollte die Mission Sterns unter den Falascha in Ostafrika beginnen. Abessinien war sein Ziel. Das Land bestand damals aus drei Teilen: Die italienische Kolonie Eritrea, nördlich davon Tigre mit der Hauptstadt Adua. Mittelabessinien – das war Amhara und die Hauptstadt Gonda, nicht weit vom Tanasee. Dort in der Nähe befindet sich die Felsenfestung Magdala. Der südliche Teil des Landes ist das Königreich Schoah mit der Hauptstadt Adis Abbeba.

Stern wusste fast nichts über die Falascha, als er nach Abessinien reiste. Er sagte zu seinem Begleiter: Als das Christentum im Lande eingeführt wurde, sollen die Hälfte der Einwohner Juden, die andere Schlangenanbeter gewesen sein.

König Theodorus von Abessinien, das wusste der Missionar, war angeblich ein Nachkomme von David, Salomon und Menelik, dem Sohn Salomos, und der Königin Saba. Wenigstens behauptet er das, sagte Stern abfällig.

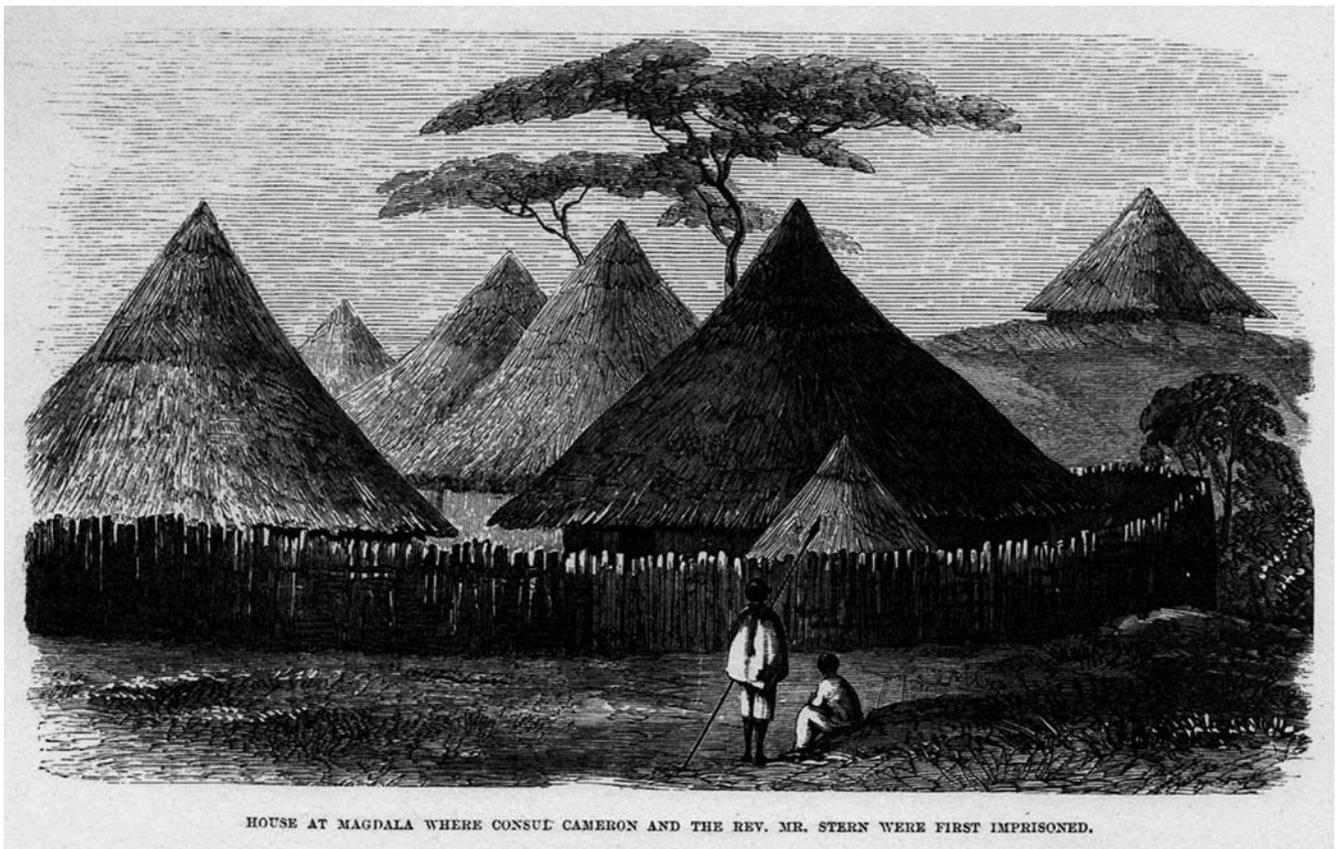
Als das Schiff in einem äthiopischen Hafen anlegte und die Passagiere an Land gingen, verschlug es Stern als erstes auf einen Sklavenmarkt: 800 Männer, Frauen und Kinder lagen wie Vieh auf der Erde und wurden von den Käufern überall betastet und untersucht – Zähne, Hüften, Arme, Beine, bis nach langem Feilschen der Kaufpreis festgemacht wurde. Am Rande des Sklavenmarkts saßen Kopten, spielten Schach und tranken Branntwein. Einige Dutzend schwarzer Soldaten kamen und führten vor Stern und seinem Gefolge mit Schwert und Speer einen Tanz vor. Sie wollten Geld von den Weißen. Betteln war in Abessinien keine Schande, denn die Europäer galten als unermesslich reich. Mit ein paar Scherchen, Schnupftabak und einem Büchsen Zündhölzer gaben sich die Schwarzen mit ihrem weißen, knöchellangen Burnus mit Kapuze zufrieden und zogen ab. An einem benachbarten Friedhof geriet Stern in eine Beerdigungszeremonie. Am Grab



sprach ein koptischer Priester, und er las Stellen aus dem Testament vor, die Stern nicht verstand. Als er den Priester fragte, sagte dieser auf französisch: „Gott versteht alle Sprachen. Ich habe kuschitisch gesprochen. Ein Reisender in unserem Land sollte wenigstens englisch, französisch, arabisch und amharisch verstehen.“

Stern schloss sich einer Karawane an, um zu König Theodorus zu ziehen. Der König der Könige wusste längst von der Reise Sterns und empfing ihn freundlich in seinem Zelt. Er trug sein Haar in drei Zöpfen und erschien, wie immer, ohne Kopfbedeckung und ohne Schuhe. Er sagte zu Stern: „Ich habe vernommen, dass du die Falascha bekehren willst. Ich ermächtige dich, jede Provinz in meinem Reich zu besuchen. Aber taufen darfst du die Falascha nur nach dem abessinisch-orthodoxen Ritus. Doch ich sage dir: Die Juden sind verstockt und geborene Feinde Christi. Ihr Gebet endet mit den Worten: O Herr, führe uns den richtigen Weg und gib uns Frieden für Zion und Erlösung für Jerusalem. Für den christlichen Glauben Gottes wirst du sie nicht gewinnen.“

Stern wartete auf Kamelladungen amharischer Bibeln und eröffnete unverdrossen mit seinem Begleiter, Reverend Flad, eine Missionsstation unter den Falascha. Viele von ihnen kamen, aber nicht wenige wollten keine Bekehrung, keine amharische Bibel, sondern Bekleidung oder ein Geldstück. Die äthiopischen Priester



beklagten sich bei Theodorus, dass Stern und Flad einen fremden Glauben lehrten. Die getauften Falascha seien keine Christen, sondern Protestanten, die das Kreuz nicht küssen und die Heiligen und die Jungfrau nicht verehren. Außerdem besitze Stern einen geheimnisvollen Apparat, mit dem er Bilder unseres heiligen Landes mache.

Der König Theodorus wurde zornig. „Das ist gegen das Gelöbniß!“, rief er und bestellte Reverend Stern und sein Gefolge zu sich. Theodorus gab den Befehl: „Prügelt ihre Diener bis aufs Blut!“ Die Soldaten schlugen mit Ruten auf die Schwarzen ein, bis der Rücken von Striemen und Blut bedeckt war. Stern konnte die Tortur nicht länger mit ansehen. Er drehte sich um und biss voller Verzweiflung auf seinen Finger. Das war Theodorus und seinem Hof nicht entgangen – diese Geste galt in Abessinien als Schwur der Rache, und der König ließ Stern festnehmen und in Ketten legen.

Jeder Gefangene wurde jetzt im Zelt mit einem abessinischen Soldaten an Ketten geschmiedet. Sie waren Tag und Nacht zusammen. Eines Tages wurden alle Gefangenen hinausbefohlen. Der König der Abessinier stand vor dem Zelt und erklärte: „Die Konsulen Cameron und Bardel habe ich gefesselt, weil ich von ihren Herrschern keine Antwort erhielt, Stern, weil er mich beleidigt hat, und die anderen, weil ich gefunden habe, dass alle, alle Weißen schlecht sind.“

Kurz darauf war das abessinische Christfest, und der König ließ den Gefangenen so viel Brot, Butter und

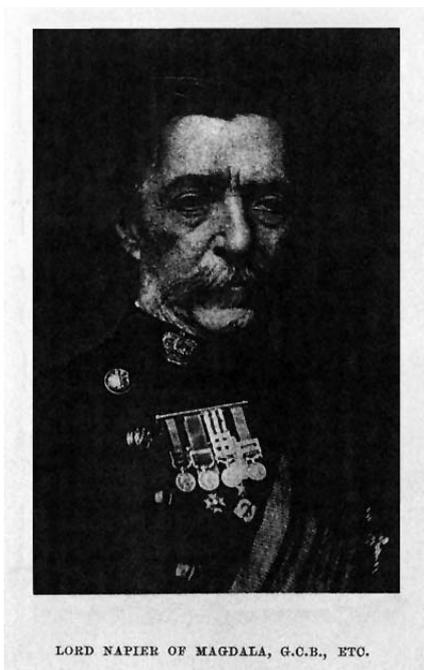
Fleisch schicken, dass es für viele Tage reichte. Danach kam er vor ihr Zelt, legte die rechte Hand vor die Brust, verbeugte sich und sagte: „Mein Herz ist groß, auch gegenüber denen, die mir Unrecht getan haben.“

Der Negus war die schwarze Sonne Afrikas. Er begann den Tag mit den Worten: „Ich bin ein Sklave Christi, und Gott wird mich noch lange leben lassen, damit ich reichlich Buße tun kann.“ Am Abend verurteilte er 65 Menschen dazu, bei lebendigem Leib verbrannt zu werden oder zu Schlägen mit der *Courbach*, einer Nildpferdpeitsche, bis der Tod eintritt.

Henry Aaron Stern sollte bekennen, was er über Theodorus an den Hof der Queen Victoria geschrieben hatte. Als er antwortete: „Nichts“, unwickelten die Soldaten seine Arme und Beine und den Oberkörper mit Bastseilen und feuchteten sie mit Wasser an.

So legten sie ihn auf den glühenden Sand. Die Fesseln schrumpften in der tropischen Hitze zusammen, und als die Soldaten am Abend die Seile lösten, riss die Haut mit ab. Auf Befehl des Königs wurden die offenen Stellen mit Branntwein ausgewaschen.

Eines Tages erhielten die Gefangenen den Befehl, sich für einen Marsch



LORD NAPIER OF MAGDALA, G.C.B., ETC.

fertigzumachen. Der König wollte seinen Hof nach Magdala verlegen. Hier durften sich einige Gefangene frei bewegen. Zu ihnen zählte Stern. Er hatte nämlich einen Brief vom König erhalten, in dem es hieß:

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Ein Gott, dieser Brief ist gesandt vom König der Könige. Theodorus, möge er gelangen an meinen Freund Henry Stern. Wie befindest du dich. Ich bin durch Gottes Kraft wohl. Ich sende dir meinen kranken Diener. Mache ihn gesund und schicke ihn mir zurück.“

Der Kranke war ein Offizier. Er hatte einen Abszess in der Mundhöhle, und Stern konnte das Geschwür aufschneiden. König Theodorus rief aus: „Um Gottes Willen haben wir euch vergeben! Der Teufel war in mir. Wir wollen Sorge tragen, dass er nicht wieder zurückkommt und unsere Liebe stört.“

Reverend Flad wurde dazu bestimmt, nach England zu reisen. Er sollte die Königin um Werkzeuge und Handwerker für Abessinien bitten, als Zeichen der Entschuldigung für das Verhalten ihrer Untertanen. Die britische Königin war bestürzt und ließ sieben Handwerker suchen, die bereit waren, nach Abessinien zu gehen.

Als Flad nach Abessinien zurückkam, waren die Provinzen in hellem Aufruhr. Rebellen hatten sich erhoben, Soldaten plünderten in den Dörfern, in der Ferne sah man Rauchsäulen aufsteigen. Deserteure wurden verbrannt und ganze Dörfer in Flammen gelegt. Durch das Land zogen Flüchtlingsströme, und weil das Steueraufkommen immer niedriger wurde, ließ Theodorus ägyptische, sudanesisische und auch amharische Kaufleute festnehmen und legte das Lösegeld auf 5.000 £ fest.

Vor Flads Zelt bettelten ausgemergelte, hohl-läufige Jammergestalten. Nackte Kinder liefen auf den Wegen umher und jammerten leise und kraftlos. Sie waren von ihren Müttern auf der Suche nach Nahrung verlassen worden. Überall der Schrei: „Feringhee, Feringhee“, das heißt „Engländer“. Es hieß, sie seien mit ihren Schiffen gelandet.

Der abessinische Feldzug

Der abessinische Feldzug wurde schon seit April 1866 in London vorbe-

reitet. Lord Napier war zum Oberbefehlshaber des Kommandos ernannt worden. Damit war es seine erste Aufgabe, die Strafexpedition mit allem, was ihm notwendig schien, auszustatten.

„Holt mir den islamischen Prinzen Meer Akbar Ali“, sagte Napier, „ich brauche einen Spezialisten für die islamische Rebellion. Außerdem will ich als Dolmetscher Mr. Henry Dufton – und wo steckt Captain Charles Speedy, der früher in Diensten des Königs Theodorus stand?“

„In Neuseeland, Sir.“

„Lassen Sie ihn sofort holen!“

Es wurde November 1867, bis die militärische Vorausabteilung der britischen Armee im Hafen von Soulla landete. Auf dem Schiff des Kommandanten Lord Napier reiste auch ein junger, 26-jähriger Journalist, der für den „New York Herald“ über die militärische Expedition berichten sollte. Er fuhr zum ersten Mal nach Afrika, und so lächelte er säuerlich, als Captain Smelfungus



zu ihm sagte: „Dieses Land ist so heiß, Mr. Stanley, dass es einem das Mark in den Knochen zum Schmelzen bringt.“ Sonst verstand sich der junge Journalist aber mit David Musgrave Smelfungus gut. Der Captain hatte ihn bei der ersten Begegnung gefragt: „Kennen Sie ‚Sentimental Journey‘ von Laurence Sterne?“

„Ja, ich weiß von den literarischen Ehren meines Namens!“

Captain Smelfungus trug seinen Bart in Wachs und nach oben gewirbelt, die Koteletten schräg rasiert, ein Kavallerieoffizier, der etwas auf die Mode hält. Er war ein gebildeter Mensch, der Shakespeare, Laurence Sterne und Emily Dickinson las. Stanley, in Baumwolldrillichhose, kniehohen Stiefeln und Tropenhelm, war ein unehelich geborener Kerl aus dem Armenhaus, der nie ein Gentleman wird.

In London hätte sich Captain Smelfungus nicht mit ihm abgegeben, aber eine militärische Expedition verwischt die Standesgrenzen. Außerdem war er begierig, mehr über Amerika zu erfahren, und Stanley konnte nicht nur von New York, sondern von der ganzen Ostküste erzählen.

Als erstes hatte Smelfungus den Amerikaner gefragt: „Wieviele Diener haben Sie an Bord?“ – „Ich habe nur einen.“ – „Mein Gott, nur einen (...)! Und wieviele Pferde?“ – „Ein Pferd und ein Maultier.“

„Man merkt, dass Sie ein Greenhorn sind. Sie müssen einen Koch haben, einen Futterknecht, einen Pferdeknecht und einen Wasserträger – und was die Pferde angeht: Ein Tier für Ihr persönliches Gepäck, eines für die Küchenutensilien, eines für Ihre Tagesverpflegung, ein Pferd für Ihr Zelt und zwei zum Reiten. Ohne diese Ausstattung ist es schlicht unmöglich, in Afrika zu leben, merken Sie sich das!“

Als das Schiff im Hafen von Soulla anlegte, war keine Zeit mehr für ein Gespräch unter Männern in der holzgetäfelten Offiziersmesse bei einem Glas Sherry oder Portwein. Die Soldaten luden die Remington-Gewehre und Kisten mit Munition und Zündhütchen aus, auch Kanonen und automatische Gewehre mit Standfuß. Dann transportierten sie Schienen, Bohlen und schließlich zwei Lokomotiven aus dem unermesslich großen Bauch des Schiffes. Sie bauten in zwei Monaten eine Eisenbahnlinie von der Annesley Bay bis zum Gebirge. Damit sollte das Kriegsmaterial transportiert werden.

Die Schwarzen sahen sich das Treiben am Hafen an, und in Windeseile entstand am Rande der Soldatencamps ein Basar: Zwiebeln, Tabakblätter, geschnittene Flöten, Gläser mit schwarzen Oliven und Süßigkeiten, Nargilehs aus Kairo, Liköre, Datteln, Nüsse, Feigen, Rosinen und abessinischer Kaffee, schwarz wie Nacht in Soulla.

Die britischen Soldaten hatten ein Gefühl der Behaglichkeit und richteten es sich gemütlich ein in ihren Camps. Sie sahen sich die Savanne mit ihrem meterhohen Elefantengras an, aus dem Schwärme von Schmetterlingen aufflogen. Über dem Wipfel der Akazienbäume ragte der Kopf einer Giraffe, und in den majestätischen Affenbrotbäumen schnatterten die Affen. Vor den militärischen Zelten standen Wolken von Mos-

kitos und Schwarzfliegen in der Luft.

Generalleutnant Robert Napier hielt die Zeit für gekommen, eine Proklamation an die Gouverneure, Häuptlinge und das Volk von Äthiopien zu erlassen:

„Es ist bekannt, dass Theodoros II., König von Abessinien, den britischen Konsul Cameron in Gefangenschaft hält, darüberhinaus den britischen Gesandten Rassam und viele andere Menschen, Untertanen Ihrer Majestät. Das ist eine Verletzung des Rechts aller zivilisierten Nationen.

Da alle Versuche, auf friedlichem Wege ihre Freilassung zu bewirken, gescheitert sind, hat Ihre Majestät mich beauftragt, eine Armee zur Befreiung der Gefangenen anzuführen. Alle, die sich zu den Gefangenen freundlich verhalten, bzw. ihre Befreiung fördern, werden großzügig entlohnt. Wer ihnen aber Schaden zufügt, wird streng bestraft werden, wenn die Zeit für den Marsch der britischen Armee gekommen ist. Alle Nahrungsmittel für meine Soldaten werden bezahlt. Kein friedlicher Einwohner wird belästigt werden. Das einzige Ziel ist die Befreiung der Diener Ihrer Majestät und anderer widerrechtlich gefangen gehaltener Engländer. Sobald dieses Ziel erreicht ist, werden wir abziehen.“

Noch änderte sich nichts an dem Frieden, in dem die weißen Soldaten bequem lebten. Die Offiziere verließen den Schatten nur, um Schakale, Perlhühner und Hyänen zu jagen. Das brachte etwas Abwechslung in den eintönigen Speiseplan von Reis, Maniok und Bananen. Die Dörfer in der Umgebung waren alle verlassen, und nirgends konnte man frisches Fleisch einhandeln. Stanley hatte für ein paar Münzen die Hütten tscherkessischer Mädchen ausfindig gemacht. Tscherkessinnen galten als die schönsten Weiber im Morgenland, und sie wurden gerne von den Offizieren nach dem Sonnenuntergang besucht.

Eines Morgens brachte ein Reiter Post, Antwort auf die Proklamation Napiers: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes Schreiben von Dajatchmatch Kussai, Oberhaupt der Häuptlinge von Abessinien, an das Oberhaupt der englischen Soldaten. Wie geht es Ihnen? Ich hoffe gut. Durch Gottes Gnade habe ich den Thron meiner Vorfahren bestiegen. Seit alter Zeit sind wir und die Engländer Freunde,

vom Konsul Salt bis Plowden. Ich erwartete, einen Brief von Ihnen zu erhalten. Doch da sich dieser verzögert, habe ich selbst ein Schreiben ausgeschickt. Ich weiß nicht, warum Sie gekommen sind. Es würde mich freuen, wenn ich es wüsste. Ich sende meine Botschaft durch Muroja, den Sohn von Atu Waiku, der meine Sprache kennt und Ihre. Im Jahre 1867 nach Christi in der Zeit des Evangelisten Johannes, im Monat Hadar geschrieben, am Mittwoch, dem 18.“

Napier las den Brief und rief seine Berater zu sich. Es wurde ein Tag bestimmt, an dem sich die „beiden Freunde“ treffen sollten. Der Häuptling der Häuptlinge blieb aber acht Tage aus – bis ein Offizier in scharfem Trab zu Napiers Hauptquartier ritt, um den Generalleutnant von der Ankunft des Prinzen zu unterrichten. Der Prinz trat unter seinem roten Baldachin hervor, etwa eine Meile vom Lager der Engländer entfernt, und bestieg eine Stute. Napier ritt ihm auf seinem festlich geschmückten Elefanten entgegen. Sie trafen sich in der Mitte, stiegen ab und umarmten sich. Hinter dem Prinzen hielt sich bedeckt zu Pferde ein unbewaffneter Abessinier, der Dolmetscher Muroja.

Napier sagte höflich: „Ich freue mich, einem Volk mit demselben christlichen Glauben wie die Engländer zu begegnen.“ Kussai erwiderte kühl: „Es gefällt mir nicht, Fremde in meinem Land zu sehen. Aber wenn es schon sein muss, dann ziehe ich es vor, dass die Fremden Christen sind.“

Napier machte einen neuen Anlauf: „Wenn wir hierher gekommen sind, so deswegen, weil schlechte Menschen unsere Landsleute in Gefangenschaft halten. Wenn wir sie befreit haben, kehren wir in unser Land zurück, ohne euch im Mindesten zu stören.“

„Ich habe Euer Schreiben gelesen“, sagte Kussai zurückhaltend. „Theodoros ist ein schlechter Mensch. Ich hoffe, Sie bestrafen ihn, wie er verdient hat.“ Napier nutzte die gute Stimmung, um Geschenke zu übergeben. Böhmisches Glasvasen und eine doppelläufige Flinte. Kussai bat den General in sein Zelt. Dort gab es Kuchen, fermentierten Honig und Likör. Kussai sagte: „Wir Abessinier glauben, dass englische Soldaten in den Bergen nicht kämpfen können. Aber sie sind mit dem Zauber vertraut und in offenem Feld unbe-

siegar.“ Als der Austausch von Höflichkeiten abgeschlossen war, hatte Napier freien Durchzug durch das Land des Prinzen Kussai erreicht. Bevor der Häuptling der Häuptlinge abzog, sprach er dem General das arabische Sprichwort aus: „Agitel-el-Shaitan (Eile ist des Teufels).“

Schon am nächsten Tag kam es zu einer Schlacht mit den abessinischen Soldaten. Die Briten sahen sich plötzlich auf der Ebene von Islamgee von 5.000 Gegnern umzingelt. Sie schossen aus ihren Hinterladergewehren, während die Abessinier ihre Luntenflinten nicht benutzen konnten. Das Pulver auf der Zündpfanne war durch einen tropischen Regen nass geworden. Der Erdboden war ein Gelände von Schlamm, Morast und Pfützen, und die ganze Nacht über waren Schreie der Verwundeten auf der Ebene zu hören.

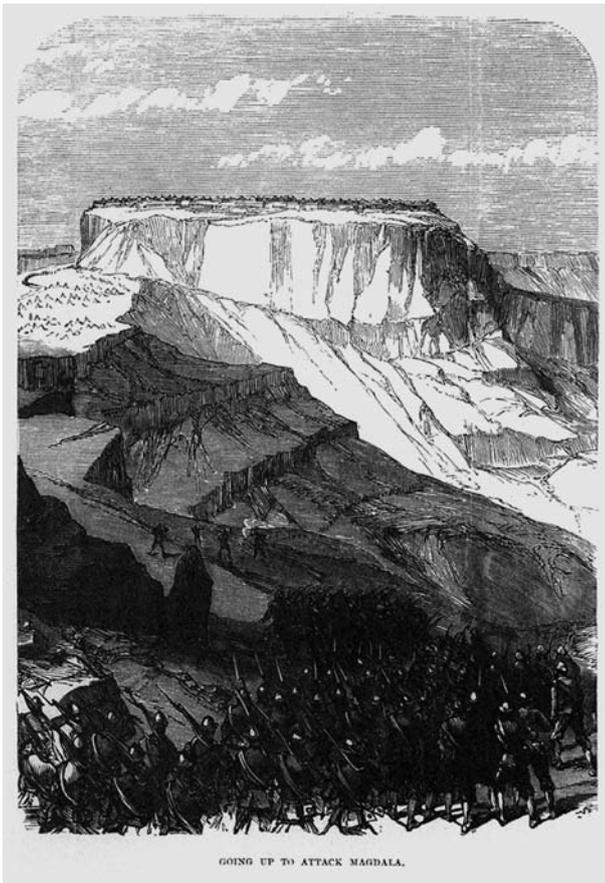
Der König Theodoros kam niedergeschlagen zu seinen Gefangenen in Magdala und sagte: „Ich bin geschlagen, was soll ich tun?“ Stern und Cameron schlugen vor, eine Abordnung zu Napier zu schicken, um im Namen des Negus um Frieden zu bitten. Die kleine Truppe sollte aus dem Leutnant Prideaux, Reverend Flad und dem Schwiegersohn des Königs, Dajatch Alema, bestehen.

Napier ließ die Unterhändler in sein Zelt treten, bewirtete sie großzügig und hörte sie an. Nach der Verhandlung übergab er Prideaux einen Brief.

„Ihre Majestät haben gekämpft wie ein tapferer Soldat. Sie wurden überwunden durch die größere Macht der britischen Armee. Es ist mein Wunsch, dass kein Blut mehr vergossen wird. Wenn deshalb Ihre Majestät sich der Königin unterwerfen will und alle Europäer, die jetzt in Ihrer Majestät Händen sind, noch am heutigen Tag sicher ins englische Lager sendet, so garantiere ich ehrenvolle Behandlung für Sie selber sowie für alle Glieder der königlichen Familie.“

Bevor die Unterhändler aufbrachen, zeigte Napier dem Schwiegersohn des Königs seine Armstrong-Kanonen und sagte: „Gestern haben wir nur das Spielzeug benutzt, aber wenn es wieder zu einer Schlacht kommt, werden wir unsere starken Waffen einsetzen.“

Dajatch Alema wurde grau im Gesicht, als er die schweren Geschütze mit dem schwarzen Metallschlund sah. Die Unterhändler ritten nach Magdala



zurück, und Prideaux übergab das Schreiben Napiers. Theodorus las es und sagte unwirsch: Kennt der General auch meine Familie?

Es würde England wohl bettelarm machen, sie alle königlich zu behandeln. Denn meine Weiber und Kinder sind so viel, als ich Haare auf dem Kopf habe. Er rief verzweifelt aus: „Gott hat die Weißen geschickt, um uns für unsere Sünden zu strafen!“ Er zog seine Pistole und wollte sich mit ihr in den Mund schießen. Ein Minister konnte ihm in den Arm fallen, und er sagte dem König: „Majestät, an denen, die in unseren Händen sind, wollen wir uns rächen.“ Der Negus erwiderte: „Nein, sie würden mich vor Gott verklagen.“

Er ließ die Gefängnisse öffnen und gab allen die Freiheit. „Adieu Cameron“, sagte Theodorus, dass sie sich als Freunde trennen. Der Konsul biss sich auf die Lippen und sagte: „Adieu, Euer Majestät.“

„Leben Sie wohl, Mr. Stern, vergeben Sie mir, was ich Ihnen angetan.“ Stern verbeugte sich und sagte: „Leben Sie wohl, Euer Majestät.“

In der Nacht sollte Magdala umzingelt und bei Tagesanbruch genommen werden. Als die Engländer sich um fünf Uhr morgens der Festung näher-

ten, tauchte plötzlich eine große Staubwolke auf, hundert abessinische Infanteristen, ein Dutzend Reiter, in ihrer Mitte Theodorus.

Er kämpfte einen kurzen Kampf der Verzweiflung, bis er getroffen vom Pferde stützte – König Theodorus, aus dem Geschlecht des Menilek, Sohn des Salomon, König der Könige, Herr der Erde, Eroberer von Äthiopien, Retter von Jerusalem. Body count des Feldzugs: 500 tote Abessinier, 2 tote Engländer, 20 Verletzte.

Hätte Queen Victoria den Brief des Königs Theodorus beantwortet, wäre den Briten die Ausgabe von 8 Millionen

977.500 Pfund Sterling, 1 Shilling und 3 Pence erspart geblieben. Das waren die Kosten der Militärexpedition nach Magdala. Als Generalleutnant Robert Napier vor seine Truppen trat, spielte die Armeekapelle: „Sehet, der Held der Eroberung kommt.“

Die englischen Soldaten plünderten die königliche Residenz Magdala, ein zweistöckiges Gebäude, mit Harem, Ställen und einem Gefängnis. Als sie seine großen Türen öffneten, schleppten sich schwarze Gefangene ans Tageslicht. Einige krochen auf allen Vieren vor Erschöpfung ans grelle Tageslicht. Es kamen aber auch russische, englische und deutsche Mechaniker heraus, die am Hofe des Herrschers in Ungnade gefallen waren.

David Musgrave Smelfungus ließ die geschnitzte Tür des königlichen Schatzhauses mit einem Rammbock öffnen. Er wollte äthiopische Manuskripte und Bibeln für das Britische Museum sichern.

Prinz Kussai sah eine große Zukunft für sich und sagte befriedigt zu Generalleutnant Napier: Ich wünsche euch alles Glück, welches das Paradies gewähren kann, den Beifall Eurer Landsleute, alle und auch die höchsten Ehren, viele Frauen und Kinder, ich

wünsche euch ein langes Leben und danach einen komfortablen Sitz zur Rechten der Patriarchen – Abraham, Isaac und Jacob.

In England schrieb die Presse über Lord Robert Napier: Er hat einmal mehr gezeigt, was es bedeutet, dass die britische Armee überallhin ziehen und alles erreichen kann.

Der abessinische Feldzug war Tagesthema, und Captain Smelfungus erzählte mit großen Worten auf der Offiziersmesse davon. Nach drei Tagen berichteten die Zeitungen aber wieder auf der ersten Seite von einem Attentat auf den Bruder des Großfürsten von Kiew, einem Doppelmord in der besten Gesellschaft von Suffolk und einem dreisten Bankraub in Marseille.

Das ist meine Geschichte von Dr. Henry Aaron Stern aus Reichenbach im Vogelsberg, sagte der hagere holländische Gelehrte lächelnd. Aus dem Fenster konnte man vom 18. Stockwerk den Atlantik sehen. ■

Der Entdecker von Henry Aaron Stern ist der Pfarrer Dietmar Völker (früher Unterreichenbach). Von ihm erhielt ich auch einige Bücher, die nützlich waren für die Erzählung über den Missionar.

Literatur

Henry Morton Stanley, Coomassie and Magdala: The Story of two British Campaigns in Africa, London 1874

W. Munzinger, Ostafrikanischen Studien, Schaffhausen 1864

Stumm, Meine Erlebnisse bei der englischen Expedition in Afrika, Frankfurt 1868

V. Seckendorff, Meine Erlebnisse mit dem englischen Expeditionskorps in Afrika, Potsdam 1869

Henry A. Stern, Journal of a Missionary Journey into Arabia Felix undertaken 1856 (1858)

Henry A. Stern, The Captive Missionary, London: Cassell, Petter and Galpin, 1868

Henry A. Stern, Wanderings among the Falashas in Ayssinia, Frank Cass and Company Ltd., London 1862

Albert Augustus Isaacs Biography of the Rev. Henry Aaron Stern, D.D., for More than Fifty Years a Missionary amongst the Jews, Containing an Account of his Labours and Travel. London: Nisbet 1886

Friedrich Flad, Der Gefangene in Magdala. Johann Martin Flads Leben und Arbeit für Abessinien. Erz. von seinem Sohne 1935

Johann Martin Flad, 60 Jahre in der Mission unter den Falaschas in Abessinien, Brunnen-Verlag Gießen und Basel 1922



Zusammen mit Landrat a.D. Karl Eyerkaufner (links) und Schlüchterns Bürgermeister Falko Fritzsch (rechts) präsentiert Magister Hans-Wolfgang Bindrim seine „Bergwinkel-Bibliographie“.

Foto: Stephanie Hänichen

Grundfragen und Erkenntnisse der Heimatgeschichte in unserer Zeit

Vortrag am 28. November 2010 im Bergwinkel-Museum in Schlüchtern

Hans-Wolfgang Bindrim M.A.

Was ist Heimatgeschichte? Diese Frage schließt bereits die beiden folgenden Fragen mit ein und setzt deren Beantwortung voraus: Was ist Geschichte? Was ist Heimat? Nur wenn das eine geklärt ist, kann auch das andere beantwortet werden.

Was kann, was will Heimatgeschichte in unserer Zeit leisten? Auch diese Frage schließt die folgende Frage mit ein und setzt deren Beantwortung voraus: Wie lässt sich unsere Zeit näher kennzeichnen? Die Beantwortung der einen Frage ist die Voraussetzung für die Beantwortung der anderen. Darüber müssen wir uns im Klaren sein.

Wir nähern uns der Beantwortung dieser Fragen, indem wir uns die Heimatgeschichte im Bergwinkel als Ausgangspunkt unserer Betrachtungen und Überlegungen nehmen und vom Besonderen zum Allgemeinen und vom Allgemeinen wieder zum Besonderen vordringen. Unsere Denkbewegung beschreibt damit keinen Kreis, sondern eine Spirale, die „zum besseren Verständnis“ aufsteigen will. Nur auf diesem Wege werden wir Erkenntnisse gewinnen und zu Einsichten gelangen.

Es kommt darauf an, die richtigen Fragen zu stellen. Eine Frage ist nur dann richtig gestellt, wenn sie uns bei unserem intellektuellen Unternehmen

weiterführt. Wir scheuen uns nicht, noch einmal Fragen aufzuwerfen, die längst schon im wissenschaftlichen Diskurs als beantwortet gelten. Nur sind die Antworten angesichts unterschiedlicher Schulmeinungen und Theorien unterschiedlich ausgefallen. Gerade deshalb stellen wir diese Fragen erneut, um die Antworten zu überprüfen, ob sie auch heute noch standhalten. Zumeist ruft eine Frage die nächste hervor. Schon die Formulierung einer Frage, die unser besseres Verständnis fördert, indem sie uns weiterführt, ist von daher ein Gewinn. Wir wollen innehalten, um das überlieferte Wissen in Frage zu stellen und

darüber nachzudenken. Wir bewegen uns dabei in einem „Museum“ der bereits einmal gedachten Gedanken. Dieser Eklektizismus charakterisiert als Grundzug der Postmoderne die Zeit, in der wir leben. Jerusalem, Athen und Rom prägen und beeinflussen als geistesgeschichtliche Mächte bis heute unser Denken in Europa und in der westlichen Welt. Ebenso charakterisiert unsere Zeit, dass die einmal gedachten Gedanken selbst in ihrer Widersprüchlichkeit nebeneinander bestehen bleiben, ohne einander auszuschließen. Zu jedem Satz (These) existiert ein Gegen-Satz (Anti-These), wie es bereits Protagoras in seinem Lehrsatz ausgeführt hat, dass es über jede Sache zwei einander entgegengesetzte Aussagen gebe, und dieser Widerspruch wird in der Postmoderne gedanklich ausgehalten: Das Denken ist demnach im Sinne von Friedrich Nietzsche perspektivisch, und Ambiguität bestimmt die Wörter und Werte, die Symbole und Sachverhalte. Damit geht die Gefahr der Beliebigkeit und Unverbindlichkeit einher. Wir nehmen deshalb in der bewährten Tradition der großen Philosophen auch in diesem Fall nichts als selbstverständlich an. Wir wollen uns im Zusammenhang mit der Geschichtsphilosophie den Problemhorizont vergegenwärtigen und bewusst machen. Unser Denken soll von neuem beunruhigt werden.

Wir wollen *als Historiker* wissen, was wir wissen, wenn wir Geschichte studieren und Geschichte schreiben. Wir wollen wissen, was wir tun. Wir wollen wissen, warum und wie wir es tun. Selbstreflexion ist auch für uns in der Geschichtswissenschaft eine „*conditio sine qua non*“, eine notwendige Bedingung für die Wissenschaftlichkeit.

Der Bergwinkel steht mit den Orten Sinnatal-Sterbfritz, Schlüchtern, Steinau an der Straße und Bad Soden-Salmünster in Verbindung und ist dadurch näher gekennzeichnet.

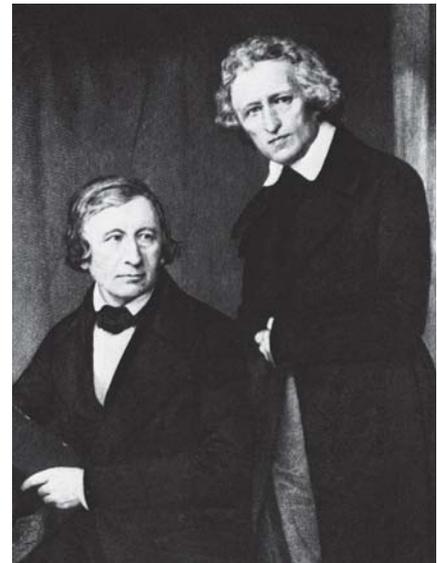
Von diesem Lebensraum als einem geschichtlichen Raum im oberen Kinzigtal gehen die historischen Persönlichkeiten aus, deren Namen über den Bergwinkel hinaus bekannt und berühmt geworden sind: Ulrich von Hutten, Petrus Lotichius Secundus und die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm. Damit sind nur die herausragendsten Namen genannt.



Ulrich von Hutten

Wer sich mit der Geschichte des Bergwinkels zwischen Vogelsberg, Rhön und Spessart näher beschäftigt, wird jedoch bald erfahren, wie vielgestaltig und wechselvoll diese Geschichte ist, die überdies durch „Des Reiches Straße“ von Frankfurt a. M. nach Leipzig oft auch schicksalhaft mitbestimmt wird: Wer zieht seit dem frühen Mittelalter „längs der Straße“, die als Handelsstrecke, Heerstraße und Kommunikationsweg dient? Wer kommt als Reisender durch die Bergwinkelstädte und kehrt vor dem Distelrasen für kürzere oder längere Zeit ein? Wer verlässt die Heimat, das „Land der armen Hansen“, und macht sich auf „Des Reiches Straße“ auf den Weg in die Fremde, um dort sein Glück zu suchen? Wer bleibt in der Heimat und vollendet hier sein Dasein? Wer macht sich einen Namen? Welche Familien üben die Herrschaft aus? Welche Gruppen und Parteien kämpfen um die Macht?

Die Geschichte des Bergwinkels kennt im Spannungsfeld zwischen Fürstabtei Fulda, Fürstbistum Würzburg und Grafschaft Hanau über die Jahrhunderte hinweg nicht nur die sogenannten „großen Namen“ und die „großen Themen“. Im Sinne Bertolt Brechts hat die Heimatforschung im Bergwinkel schon immer auch „Fragen eines lesenden Arbeiters“ gestellt: Die „Namenlosen in der Geschichte“ erhalten gleichfalls eine Stimme. Die „stumme Geschichte“ wird zum Sprechen gebracht. „Erlittene Geschichte“ wird erzählt: Geschichte ist Erinnerungsarbeit, ist erzählte Geschichte,



Jacob und Wilhelm Grimm

die immer wieder auch anders erzählt werden kann. Es ist nicht mehr nur der Sieger, der die Geschichte diktiert und schreibt. Nichts ist unerzählbar. Alles ist erzählbar. Erst durch das Wort erhält die Sache eine Bedeutung. Die Dokumente werden zum Sprechen gebracht, die von den Sitten und Bräuchen, von den Sorgen und Nöten, von den Geheimnissen und Wünschen, vom Lieben und Hassen, vom Glück und Leid, vom Leben und Sterben, vom Tod der Menschen Zeugnis ablegen. Was tun die Menschen mit ihrem Leben? Was fangen sie mit ihrer Zeit an? Aus „Geschäften“ wird „Geschichte“, indem sie im Rückblick in bestimmter Weise neu geordnet werden. (Johann Gustav Droysen)

Die „große“ Geschichte, die die Taten und Untaten der Mächtigen und Großen verzeichnet, die „politische Geschichte“ spiegelt und bricht sich in der Geschichte „der kleinen Leute“, in der „Alltagsgeschichte“, die die Menschen, deren Leben zwischen Geburt und Tod in denselben Bahnen verläuft, nicht als Täter, sondern als Opfer der Geschichte zeigt. Darin bewahrheitet sich Napoleons Ausspruch gegenüber Goethe am 2. Oktober 1808 in Erfurt: „Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.“ Am bittersten wird dies in der Diktatur des Nationalsozialismus erfahren. „Schützt Humanismus denn vor gar nichts?“, fragt der Schriftsteller Alfred Andersch und formuliert damit die verzweifelte Erfahrung einer finsternen Epoche. Deutsche Geschichte mutet in der ersten

Hälfte des 20. Jahrhunderts mit zwei Weltkriegen und dem Holocaust wie ein Alptraum an, aus dem es kein Erwachen gibt. Dies gelangt auch auf der Ebene der Heimatgeschichte im Bergwinkel leidvoll zum Ausdruck.

Wie böse kann der Mensch sein, wie gut und heldenhaft aber auch! „Ungeheuer ist viel. Doch nichts/Ungeheuerer als der Mensch.“ So weiß es bereits der Chor der thebanischen Alten in der Tragödie „Antigone“ von Sophokles in der Übersetzung von Friedrich Hölderlin. Wie in keiner Epoche der Geschichte zuvor kennzeichnet die Erfahrung der menschlichen Ambivalenz in einer bis dahin unvorstellbaren Dimension den „Zeitgeist“ in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und verdichtet sich symbolhaft in der 1938 geleisteten Entdeckung der Spaltung der Urkerne: Wir leben seitdem im Schatten der Atombombe, die am 6. August 1945 über Hiroshima und drei Tage später über Nagasaki abgeworfen worden ist. Die Büchse der Pandora ist geöffnet. Dies ist der tiefste Einschnitt in der gesamten Menschheitsgeschichte, da sich die reale Möglichkeit aufgetan hat, alles Leben auf der Erde auszulöschen. In diesem Bewusstsein müssen wir von nun an leben. Es gibt für uns dahinter kein Zurück mehr. Es gibt für uns auf diesem Gebiet auch keine Zurücknahme. Denn was einmal gedacht worden ist, kann immer wieder gedacht werden. „Alles Denkbare wird einmal gedacht. Jetzt oder in der Zukunft.“ Und: „Was einmal gedacht wurde, kann nicht mehr zurückgenommen werden.“ (Friedrich Dürrenmatt: „Die Physiker“)

Was ist „geschichtliche Größe“? Uns ist der Begriff der geschichtlichen Größe mittlerweile problematisch, wenn nicht sogar verdächtig geworden.

Welches Geschehnis ist es wert, im „Gedächtnis der Geschichte“ („*memoria rerum gestarum*“) aufbewahrt zu werden? (Die griechische Geschichtsschreibung im hohen Stil verrät ihre Abkunft aus dem Heldenepos gerade auch dadurch, dass sie nur an den größten Taten und Ereignissen zur Verbreitung des Ruhmes interessiert ist und deshalb den Krieg, nämlich den Trojanischen Krieg, den Perserkrieg und den Peloponnesischen Krieg allein als „der Rede wert“ erachtet, und bedient sich stilistisch ausgiebig und zu ihrem Vorteil der von Homer erarbei-

teten epischen Kunstmitteln. Deshalb kann bei den Griechen die Chronik nicht gedeihen.)

Was in Raum und Zeit unter Menschen geschieht, ist Gegenstand der Geschichte. Die Geschichte ist das Abbild einer vergangenen Wirklichkeit.

Doch wie verhält es sich damit? Wir geben uns heute mit dieser Antwort nicht vorschnell zufrieden. Die Dinge sind nicht so einfach. Sehen wir genauer zu!

Hinter dem Studium der Geschichte steht die grundsätzliche *philosophische* Frage: Was ist der Mensch? [Die anthropologische Grundfrage, was den Menschen ausmache, fächert sich laut Immanuel Kant jeweils in die Grundfrage der Metaphysik (Erkenntnistheorie), der Moral (Ethik) und der Religion auf: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Dazu tritt die Grundfrage der Ästhetik: Was ist das Schöne?]

All unser Denken kreist um den Menschen. In der Begegnung mit den Göttern (oder mit Gott) wird der Mensch auf sich selbst zurückgeworfen und erfährt sich als nicht-allwissend, als nicht-allmächtig und als nicht-unsterblich. Der Mensch erlebt sich selbst und seine Existenz als „begrenzt“, kann aber über diese Grenzen, die die „*conditio humana*“ beschreiben, hinausdenken. Auch und gerade dies gehört zum Mensch-Sein, über dieses Mensch-Sein immer und überall hinausgelangen zu wollen. Uns allen wohnt damit dieses *faustische* Streben inne: Der Mensch will wie Gott sein, nämlich allwissend, allmächtig und unsterblich. Er will wie Goethes Faust erkennen, „was die Welt/Im Innersten zusammenhält“. Aber da er die Früchte des Baumes der Erkenntnis gegessen hat und weiß, was gut und böse ist, darf er nicht mehr die Hand nach den Früchten des Baumes des Lebens ausstrecken, um wie Gott zu werden und ewig zu leben. (1. Mose 3,1–24) Indem der Mensch das Göttliche bedenkt, bedenkt er aber auch das Menschliche. Dazu ist er aufgefordert: Als Mensch muss man das Menschliche bedenken. Das Humane wird entdeckt und zugleich als ethischer Imperativ formuliert: „Wie lieblich ist der Mensch, wenn er ein Mensch ist!“ (Menander) Die Idee der Humanität, die in der Religion wurzelt, ist geboren. Ausgesprochen und ausgeprägt wird die Humanitätsidee im antiken Athen:

genauer sogar im Kult um Apollon, den Gott von Delphi. „Erkenne dich selbst!“ und „Nichts zu viel!“ So lauten die Inschriften auf seinem Tempel. Der Mensch möge seiner sterblichen Begrenztheit innwerden und sich nach Maßgabe dieser verhalten. Das Wissen um das Humane bedeutet damit zugleich ein moralisches Handeln: „Edel sei der Mensch,/Hilfreich und gut!“ (Goethe: „Das Göttliche“) Das Judentum hat dies bereits vorgedacht: Wer das Menschliche bedenkt, bedenkt damit zugleich das Vergängliche und das Sterbliche im menschlichen Leben. Dies wird wiederum sogar als Imperativ gefordert: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!“ (Psalm 90, 12)

Wir sind Gefangene der Geschichte, weil wir Gefangene unserer Vergangenheit sind; wir sind aber frei, anders zu handeln, als wir gehandelt haben. Darin manifestiert sich die Dialektik der Geschichte.

Hat die Geschichte einen Sinn? Wie verläuft die Geschichte? Gehorcht die Geschichte einem bestimmten Gesetz? Oder sind diese Fragen in unserer Zeit nicht mehr zu stellen?

Ist die Geschichte nur ein Auf und Ab? Waltet in der Geschichte ein „blindes Schicksal“? Lässt sich wie bereits in der Antike Geschichte als „Kreislauf“ auffassen? Ist Geschichte „die ewige Wiederkehr des Gleichen“? Gibt es in der Geschichte „Wachstum“, „Blüte“ und „Verfall“? Läuft Geschichte „geradlinig“ auf ein Ziel zu? Kennt Geschichte, die im Mittelalter als „Weltgeschichte“ gesehen und im Zusammenhang mit der Lehre von den vier „König- und Weltreichen“ (Daniel 7,1–28) in sechs „Weltzeitalter“ („*aetates mundi*“) eingeteilt wird, als „Heilsgeschichte“ ein Endziel? (Ist Christus der „gerade Weg“ gegenüber dem „falschen Kreis“?) Ist Geschichte ein „großes Drama“? Geht es in der Geschichte „vernünftig“ zu? (Oder ist die „List der Vernunft“ eher ein „Betrug“?) Entwickeln sich in der Geschichte Aufklärung und Humanität und geben damit einen Maßstab für die Beurteilung der historischen Epochen der Menschheit? Ist Geschichte ein Erziehungsprozess für die ganze Menschheit? (Befreien sich die Menschen aus der „selbst verschuldeten Unmündigkeit“? Emanzipieren sie sich zur Freiheit?) Geht die „Geschichte des Menschen“ aus der

„Naturgeschichte“ hervor und kehrt zu dieser „auf einer höheren Stufe“ wieder zurück? (Wird Kultur zur „zweiten Natur“? Soll „Ich“ werden, wo „Es“ ist?) Schreitet Geschichte in einer Bewegung der Dialektik (These, Antithese und Synthese) als Fortschritt (oder als Katastrophe) voran? (Oder gelangt die Dialektik in der Geschichte über die Antithese nicht hinaus?) Ist Geschichte aller bisherigen Gesellschaft „die Geschichte von Klassenkämpfen“? Mit dem Ziel einer „klassenlosen Gesellschaft“ im Kommunismus? (Wird der historische Prozess vom Widerspruch zwischen den von den Menschen ständig fortentwickelten „Produktivkräften“ und den „Produktionsverhältnissen“ in der Sklavenhaltergesellschaft, im Feudalismus und im Kapitalismus vorangetrieben, die die Menschen zum Zwecke der Produktion und Reproduktion der Lebensmittel und ihrer Gattung untereinander entwickeln?)

Bestimmen die menschliche Natur, das Streben nach Macht und der Zufall den Gang der Geschichte? Gibt es eine Kausalität der historischen Ereignisse? Welche geheimen Triebfedern und Motive lassen uns handeln, wie wir handeln?

Erlangen wir mit der klaren Erkenntnis des Vergangenen auch eine Erkenntnis des Künftigen, das wieder einmal nach der menschlichen Natur so oder ähnlich eintreten wird? (Thukydides, der „Begründer der politischen Geschichtsschreibung“, der durch eigene Erkundung und Umfrage forschend tätig wird und sich um Objektivität und Faktengenauigkeit bemüht, erklärt gerade mit dem Hinweis darauf die Nützlichkeit seines Tuns und will sein Werk über den Peloponnesischen Krieg als „ein Besitz für immer“ gewürdigt sehen. Denn der Gang der Geschichte werde von den unwandelbaren Grundzügen der Menschennatur bestimmt, nicht durch das Wesen und den Ratschluss der Götter, wie es Herodot, der „Vater der Geschichtsschreibung“, noch gelehrt hat. Zwei Grundeigenschaften der menschlichen Natur setzen und halten laut Thukydides den Kampf um die Macht als Wesen und Inhalt der Geschichte sowohl unter den Individuen als auch unter den Staaten in Bewegung: das Mehrhabenwollen und der Geltungstrieb. Dabei unterscheidet Thukydides zwischen äußeren, augenscheinlichen

Anlässen und älteren, wichtigeren, tiefer liegenden Ursachen historischer Ereignisse, zwischen ausgesprochenen und unausgesprochenen, aber wahren Gründen für das politische Handeln.)

Eine Gemeinschaft kann nur so gut sein wie die Individuen, die diese Gemeinschaft bilden. Individuum und Kollektiv stehen dabei in einem Spannungsfeld: Das „historische Denken“ rückt seit Johann Gottfried Herder Volk, Nation und Staat in den Mittelpunkt der Betrachtungen. Der Positivismus wird das Milieu, die Soziologie die Gesellschaft überhaupt thematisieren. Der Historismus gilt im Vergleich mit diesen Wissenschaften dann sogar als „reaktionär“.

„Die Väter haben saure Trauben gegessen, aber den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden.“ (Hesekiel 18,2)

Welches Menschenbild und welches Weltbild liegen unseren historischen Studien zugrunde?

Der Mensch ist in der Geschichte, und die Geschichte ist in ihm. Gerade dadurch wird der Mensch zum Menschen. (Johann Gustav Droysen)

Wir schreiben als Historiker gegen das Vergessen an.

Wilhelm Dilthey grenzt die Geisteswissenschaften von den Naturwissenschaften ab: „Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir.“ Ebenso führt Johann Gustav Droysen aus: „Unsere Methode ist, forschend zu verstehen.“

Wir wollen als Historiker forschend verstehen. Erst durch unsere Anfrage aus der Gegenwart wird die Vergangenheit zu *unserer* Vergangenheit. Das Jetzt spiegelt und bricht sich im Damals. Wir verbringen unser eigenes befristetes Leben damit zu, wie die Menschheit die Jahrhunderte damit zugebracht hat, über *dieselben* Dinge zu reden, auch wenn wir diesen Dingen unterschiedliche Namen geben. Wir können nur verstehen, was wir schon immer verstanden haben. (Friedrich Schleiermacher und Hans-Georg Gadamer) Der Grundsatz der Hermeneutik lautet: „Wir verstehen das Einzelne aus dem Ganzen und das Ganze aus dem Einzelnen.“

Wir verstehen, weil es Allgemeinbegriffe („*universalia*“) gibt, die für die Beschreibung menschlichen Lebens und Wirkens gültig sind und gültig bleiben. („*universalia sunt nomina, non*

realia“) Die Substanz und die Struktur des Menschen verändern sich kaum: Eine menschliche Hand bleibt eine menschliche Hand, ein menschlicher Fuß ein menschlicher Fuß.

Jede historische Epoche ist für sich zu sehen und zu beurteilen. „Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott.“ (Leopold Ranke) Das „historische Denken“, das seit Johann Gottfried Herder jedes Individuum und Kollektiv aus der eigenen Zeit heraus verstehen will, die ihren Wert und ihre Bedeutung in sich trage, bemüht sich darum, jeder Epoche mit „historischen Begriffen“ gerecht zu werden. Es gibt in der Moderne keinen absoluten Standpunkt, der den Blick auf die Geschichte als „Ganzes“ ermöglicht: Die Geschichte ist kein „absoluter Begriff“. Es gibt deshalb auch keine absolut wahre Geschichtsschreibung. Nicht das erzählte Geschehen legt die Ordnung der erzählten Geschichte fest, sondern das Erzählen selbst. Auch in der „historischen Erzählung“ bestimmt die Form den Inhalt: Drama, Roman und Essay wählen mit wechselndem Stil jeweils andere Schichten und Aspekte der Wirklichkeit aus und bringen diese dann zum sprachlichen Ausdruck. Menschliches Denken ist überdies durch Sprache strukturiert. Der Historiker arbeitet nicht „objektiv“, sondern „subjektiv“: Trotz der Intention der Überparteilichkeit und Leidenschaftslosigkeit steht er nicht über den Dingen.

Geschichtsverständnis ereignet und vollzieht sich *a posteriori*: Die Historiker rekonstruieren, indem sie nachzeichnen und nachempfinden. Aus den Scherben der mehr oder weniger gut überlieferten Zeugnisse wird ein Mosaik der Vergangenheit „im nachhinein“ („vom Späteren her“) zusammengesetzt, um ein Gesamtbild zu erstellen. Wird nicht alles, was in geschichtlichen Quellen und Dokumenten überliefert wird, durch das, was nicht überliefert wird, im Ansatz bereits verfälscht? Bestimmt nicht oft der Zufall, was erhalten bleibt? Täuschen wir uns nicht mehr oder weniger?

Wir sind als Historiker keine naiven Leser, wir sind kritische Leser der Quellen und Dokumente. Alles Wissen liegt in den Quellen, und es kommt auf deren Erschließung und Auswertung an. Untersucht kann nur werden, was überliefert ist. Barthold Georg Niebuhr begründet zu Beginn des 19. Jahrhun-



Magister Hans-Wolfgang Bindrim (rechts, stehend) spricht während der Präsentationsveranstaltung am 29. Juni 2010 im Restaurant Zepelin in Schlüchtern vor einem größeren Kreis heimatgeschichtlich interessierter Zuhörer. Foto: Stephanie Hänichen

derts an der neuen Berliner Universität mit seinen Vorlesungen über die römische Geschichte die historische Quellenkritik, Leopold Ranke schließlich die moderne Geschichtswissenschaft, zu deren Grundlage er Quellenforschung und -kritik macht. Niebuhr und Ranke bekennen sich ausdrücklich zu Thukydides als dem Stammheros der neuzeitlichen Geschichtswissenschaft. Die Methoden, die Quellen und Dokumente zu analysieren und zu interpretieren, um „historische Wirklichkeiten“ in ihrer Komplexität und Verflochtenheit zu erfassen, werden immer mehr verfeinert. (Wie glaubwürdig ist das Zeugnis? Was steht „zwischen den Zeilen“? Welche Schrift ist auf dem Palimpsest getilgt und überschrieben worden? Durch welche „Media“ blickt der „Schriftsteller“, dessen Berichte uns vorliegen, und welchen Standpunkt nimmt er deshalb ein? Was sind die augenscheinlichen Anlässe, was die tiefer liegenden Ursachen historischer Ereignisse?)

Der Historiker bringt die Ereignisse der Vergangenheit in einen Zusammenhang, den die damals Handelnden

selbst nicht erfahren haben. Die Vergangenheit wird in der „historischen Erzählung“ nicht „reproduziert“, sondern „organisiert“. (Arthur C. Danto) Nicht die Überlieferung, sondern die Imagination des Historikers schafft den Kontext: Er arbeitet nicht mit „Daten“, mit Gegebenem, sondern mit „Fakten“, mit Gemachtem. Die „historische Realität“ entzieht sich letztlich unserem wissenschaftlichen Zugriff.

Die Heimatgeschichte, die seit dem 19. Jahrhundert bis in unsere Tage hinein oft voller Liebe und Hingabe von Pfarrern und Lehrern gepflegt wird, bewahrt und schärft den „Blick von unten“, der erst unter dem Einfluss der Sozialwissenschaften in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch in der akademischen Wissenschaft der Geschichte verstärkt geübt und anerkannt wird. Gegenstand der Untersuchungen werden „die kleinen Leute“ und ihre Lebensverhältnisse: Bauern, Handwerker und Bürger. Das Leben stellt die Menschen vor Aufgaben und Prüfungen, die sie bewältigen oder in denen sie versagen. Wieviel Wissen geht aus diesen Lebensverhältnissen

verloren, weil es nicht schriftlich überliefert wurde? Denn es wurde nicht für würdig befunden, auf dem Pergament oder auf dem Papier überliefert zu werden. Frauen sind lange Zeit die Hüterinnen eines alten Wissens. Jedes menschliche Leben, das erzählt wird, ist beispielhaft: Die Geschichte eines beliebigen Lebens ist zuletzt immer die Geschichte seines Scheiterns. Eine Biographie, die den Prozess von „Werden“ und „Vergehen“ eines Individuums zum Gegenstand hat, ist mehr als die Summe der Daten und Fakten, sie ist immer auch die Summe der Möglichkeiten eines menschlichen Lebens. (Max Frisch: „Stiller“, „Homo faber“ und „Mein Name sei Gantenbein“) Denn die Wirklichkeit ist unter vielen Möglichkeiten nur *eine* Möglichkeit, die unter ganz bestimmten Umständen wirklich geworden ist. Was ist ein Name? Was verbindet sich mit dem Namen? Mit dem Namen ist die ganze Geschichte da.

Zugleich wird in der akademischen Wissenschaft der Geschichte nach den strukturellen Zusammenhängen gefragt, in denen sich Geschichte objekti-

viert: Erforscht wird die „personenlose“ und „namenlose“ Geschichte. Der Mensch ist als ein Teil der Gesellschaft und der Wirtschaft in „anonyme Strukturen“ eingebunden: in soziale und symbolische Beziehungen. Die Stadt wird als Spiegelbild der Gesellschaft in der Moderne zum Labyrinth, in dem nach wie vor ein Minotaurus auf seine Opfer lauert. Der Staat ist heute anonym und bürokratisch. „Kreons Sekretäre erledigen den Fall Antigone.“ (Friedrich Dürrenmatt: „Theaterprobleme“) Die Masse, in der tiefsitzende archaische Triebkräfte der Menschen aufbrechen, bestimmt als soziale Macht das öffentliche Leben: Die „Hetzmasse“ ist auf das Töten aus, die „Fluchtmasse“ weicht einer Drohung aus. (Elias Canetti: „Masse und Macht“) Das „Ich“ geht als Teil eines Kollektivs in einem „Wir“ auf, sehnt sich sogar danach und verliert dabei seine eigene individuelle Identität: „Du bist nichts, dein Volk ist alles.“ Die kollektive Identität, die verführerisch propagiert wird, wird jedoch missbraucht und erweist sich als mörderisches Wahngewilde, das die Katastrophen des 20. Jahrhunderts ermöglicht: Weltkrieg und Holocaust. Danach lautet die bittere Erfahrung: „Das Kollektiv ist der Wahnsinn.“ (Dieter Wellershoff: „Der Ernstfall“) Eine Pathologie der historisch gewordenen Gesellschaft, ihrer Strukturen und Verhältnisse wird entworfen: Die Dinge gehen an sich selbst zugrunde. Dabei ist wie bei der medizinischen Diagnose einer Krankheit seit Galenus zwischen der eigentlichen Ursache und den Symptomen genau zu unterscheiden. Die „großen Erzählungen“ der Moderne über den Fortschritt haben in der Postmoderne ein Ende gefunden. Das „Ende der Geschichte“ wird verkündet. (Die Geschichte ist aber nicht am Ende und wächst jeden Tag weiter.)

Uns stellt sich deshalb die Frage: Erzählen – aber wie? „Geschichtsphilosophie“ und „Literaturtheorie“ diskutieren das Problem der „Geschichtsschreibung“ und das Problem der „Erzählung“. Der „auktoriale Erzähler“ hat seine Glaubwürdigkeit eingebüßt und steht in Frage. (Thomas Mann spielt als Romancier nur noch ironisch mit ihm, wenn er ihn in seinem Altersroman „Der Erwählte“ als „Geist der Erzählung“ auftreten lässt, der die Glocken Roms läutet.) Die Moderne kennt deshalb den „unzuverlässigen Chronis-

ten“. Es ist nicht mehr die Zeit für Ich-Geschichten, auch wenn sich alles am einzelnen Ich vollzieht. (Max Frisch) Lässt sich ein menschliches Leben heute überhaupt noch erzählen? Ist der Mensch frei, oder ist er determiniert? Bestimmt die Erzählung das Erzählte? Jede Epoche kennt und schätzt die ihr angemessene Form der „historischen Erzählung“. (Shakespeare hätte im 19. Jahrhundert nicht Königsdramen, sondern Gesellschaftsromane geschrieben. Im 20. Jahrhundert wird der Roman in Teilen zum Essay.) Wir können nicht mehr hinter das Wissen zurück, das wir mit Charles Darwin, Karl Marx, Sigmund Freud und Albert Einstein auf den Gebieten der Biologie, der Ökonomie, der Psychologie und der Kosmologie gewonnen haben. Wir dürfen nicht mehr naiv sein. Wir müssen unsere Illusionen durchschauen. Geschichte ist immer bereits geschriebene Geschichte, die nur über die Sprache zugänglich ist. Neben die magische und betörende Sprachgewalt, dass alles sagbar ist, dass alles bei seinem Namen genannt und alles Sprache werden kann, tritt in der Neuzeit bereits die Verzweiflung über die Sprache und führt zum Verstummen. (Hugo von Hofmannsthal beschreibt diese für das 20. Jahrhundert grundlegende Erfahrung im fiktiven „Brief des Lord Chandos“ an dessen Freund Francis Bacon, den berühmten Philosophen und Naturwissenschaftler der englischen Renaissance: Er erleide den totalen Verlust der Sprache.) Es sind „die großen Worte“ der politischen und miteinander verfeindeten Ideologien, die uns im 20. Jahrhundert so unglücklich gemacht haben. (Die Schriftsteller James Joyce, David Herbert Lawrence und Ernest Hemingway formulieren in ihren Werken diese Erfahrung.) Alles, was man ehrlich und ohne falsches Pathos sagen kann, so dass es etwas bedeutet, sind schließlich nur noch Daten, Namen und Zahlen. Es bleibt schließlich nur noch die Verweigerung: „*non serviam*.“ („Ich werde nicht dienen.“) Zeit- und Gesellschaftskritik äußern sich immer auch als Sprachkritik. Unsere Erfahrung der Geschichte lässt sich nicht von unserem Diskurs über die Geschichte trennen. Es gibt keine Naivität mehr in der Postmoderne.

Die Heimatforschung im Bergwinkel zeigt schonungslos und ohne falsche Illusionen das harte und entbeh-

rungsreiche Leben in dieser Gegend, in der das Kloster in Schlüchtern seit dem frühen Mittelalter bis zur „Reformation“ unter Abt Petrus Lotichius, der mit dem Ausspruch „Arm Volk und Landschaft“ die Heimat beschrieben hat, als wichtiges geistliches und damit auch geistiges Zentrum südlich von Fulda vorherrscht: „brotarm und steinreich“. Eine alte Bauernweisheit lautet: „Säe und zweifle nicht!“ Wovon leben die Menschen? Womit fristen und erhalten sie ihr Dasein? Welche Handwerke, Künste und Berufe werden ausgeübt? Welche Fabriken und Firmen sind angesiedelt? Welcher Handel wird getrieben? Wieviel „freie Zeit“ bleibt den Menschen für „höhere“ Zwecke als für die Daseinssicherung? (Nur wer Muße hat, kann das Leben nicht nur meistern, sondern auch genießen. Kunst, Literatur und Musik dienen dem höheren sinnlichen und intellektuellen Vergnügen und wollen uns jenseits der Alltagsorgen innerlich frei machen.) Unter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkt gilt der Bergwinkel bis heute als „strukturschwach“.

Worauf kommt es im Leben letztlich an? Was sind die wahren Werte? Erst durch Leiden werden die Menschen wissend und stellen Fragen, indem sie in Frage stellen. Nur weil es ist, wie es ist, muss es nicht bleiben, wie es ist. Das Gestern kann nicht allein dafür herhalten, um das Heute zu rechtfertigen; immer dämmert auch ein Morgen. Wir erfahren die Welt als veränderbar. Mit welchen Antworten soll das einmal beunruhigte Denken jedoch wieder beruhigt werden? Welchen Bildungsauftrag erfüllen die Schulen in diesem Zusammenhang?

Es gibt Wunden, die niemals verheilen, und es gibt Wunden, die offen gehalten werden. Soll all dies Leiden umsonst gewesen sein?

Niemand entgeht dem Urteil der Geschichte. (Wer hält aber Gerichtstag? Der Historiker?)

„Wir müssen uns vor Gott und den Menschen schämen.“

Das Böse geht wie eine überreife Frucht zuletzt an sich selbst zugrunde. „Das eben ist der Fluch der bösen Tat,/ Daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebären.“ (Friedrich Schiller: „Wallenstein“: „Die Piccolomini“)

Was Wahrheit ist, muss auch Wahrheit bleiben. Der philosophisch gebildete Römer Pontius Pilatus stellt im

Johannes-Evangelium (18, 38) die rhetorische Frage: „*Quid est veritas?*“ („Was ist Wahrheit?“)

Die Historiker, die aus spröden Dokumenten, aus Geschäftspapieren und Urkunden die Spuren eines einst lebendigen Wirkens und Kämpfens herauslesen, haben es gelernt, dem Gespräch der Toten in verstaubten Akten eines Archivs nachzulauschen und ihnen wieder eine Stimme zu geben. Ihr *Credo* lautet: „Ich berichte nur, was berichtet worden ist.“ Vorbei sind die Zeiten, in denen die Historiker Lobredner vergangener Zeiten, rückschauende Propheten oder Moralisten sein konnten, sein mussten! Sie dienen der Wahrheit, für die es nur ein perspektivisches Sehen und Erkennen gibt, und erforschen kritisch die Vergangenheit unter gesellschaftlichen, sozialen, wirtschaftlichen, kulturwissenschaftlichen, psychologischen, geistes- und mentalitätsgeschichtlichen, feministischen Gesichtspunkten und definieren die wissenschaftliche Methode, dank derer sie Anspruch auf intersubjektive Nachprüfbarkeit und damit auf Wissenschaftlichkeit ihrer Arbeit erheben dürfen. Die wissenschaftliche Rede muss ganz bei sich selbst sein. (Sie ist logisch aufgebaut und ist frei von Widersprüchen. Sie argumentiert und diskutiert. Sie entwickelt und erörtert einen Gedankengang.) Wer sie nicht kennt, kann sie auch nicht erkennen, und wer sie nicht erkennt, setzt sich der Gefahr aus, sie nicht zu verstehen.

Dabei herrscht gerade und vor allem in dieser Frage nach wie vor ein Spannungsverhältnis zwischen Heimatforschung und akademischer Wissenschaft der Geschichte. Auch an die Heimatforschung werden mittlerweile wissenschaftliche Mindestanforderungen gestellt. Wir wollen jedoch dankbar dafür sein, was wir haben. Wir wissen, worauf sich unsere eigene Arbeit stützen kann. Wir sehen aber auch, was alles noch geleistet werden muss.

Vor diesem Hintergrund ist auch der Umstand zu sehen, dass in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts Heimat- und Geschichtsvereine im Main-Kinzig-Kreis ins Leben gerufen wurden, die auf sehr unterschiedliche Weise den selbst gesetzten ehrgeizigen Aufgaben nachkommen: Mittlerweile sind in dem 1974 dank der Gebietsreform aus der kreisfreien Stadt Hanau und aus den Landkreisen Hanau, Geln-

hausen und Schlüchtern zusammengeschlossenen Main-Kinzig-Kreis, der 1976 eine „Heimatstelle“ (jetzt: „Zentrum für Regionalgeschichte“) in Gelnhausen eingerichtet hat, über 40 Heimat- und Geschichtsvereine aktiv. 1978 wurde der Heimat- und Geschichtsverein Bergwinkel e.V. Schlüchtern gegründet, dem ich seit der Gründung als Mitglied angehöre und den ich in seiner mittlerweile mehr als dreißigjährigen Geschichte durch Höhen und Tiefen, durch Erfolge und Krisen begleitet habe.

Den Bemühungen der Heimatgeschichte und Heimatkunde ist es zu danken, dass wir geschichtliche Quellen, nämlich gegenständliche, schriftliche und mündliche Zeugnisse, Bild- und Tondokumente vor Ort besitzen und diese in Heimat- oder Regionalmuseen (wie zum Beispiel im „Bergwinkel-Museum“ in Schlüchtern) einer interessierten Öffentlichkeit präsentieren, die etwas über die eigene örtliche Tradition erfahren will, ehe sie ganz abbricht und wegstirbt. Wissen um die örtliche Tradition ermöglicht überdies erst die bewusste und engagierte Pflege dieser Tradition, die sich in Sitten und Bräuchen, in Tänzen und Festen, in Kleidung und Schmuck, in Bauten und Häusern, in Sagen, Märchen und Liedern manifestiert.

Nur wer weiß, *woher* er kommt, weiß auch, *wer* er ist und *wohin* er geht.

Wir lernen, indem wir uns unsere Geschichte erzählen. Das Wissen um unser Tun und Lassen erweitert und verändert unser Bewusstsein und bestimmt erneut unser Handeln. Wir werden dafür sensibilisiert, *wie* wir geworden sind, *was* wir sind. Wir gehen in Spuren und hinterlassen Spuren. Tradition stiftet Identität. Die Macht der Tradition ist nicht zu unterschätzen. Denn sie ist „das ewig Gestrige,/Was immer war und immer wiederkehrt/Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!“ (Friedrich Schiller: „Wallenstein“: „Wallensteins Tod“)

Die Pfarrer und Lehrer, die als Heimatforscher die Chronik ihrer Heimat geschrieben und die Zeugnisse einer vergangenen Zeit („Überreste“) gesammelt haben, definieren diese Heimat als unentbehrliche menschliche Erfahrung, die eine unverwechselbare Identität gewährleistet: Wo ich geboren worden bin, wo ich wohne, wo ich „zu Hause“ bin, da ist „meine Heimat“. Zu

Hause bin ich jedoch vor allem in der Sprache, die ich gelernt habe und die ich spreche, in der ich verstehe und verstanden werde, in der ich mit den anderen rede. Erst die Sprache macht den Menschen zum Menschen unter Menschen. Die Mundart, in der ich aufgewachsen bin und in der ich „zu Hause“ bin, ist nicht nur ein Mittel der Kommunikation, sondern die eigentliche „Muttersprache“, auch wenn sie im Zeitalter der modernen Massenmedien „um der Verständlichkeit willen“ immer stärker zurückgedrängt wird. Heimatforschung ist deshalb immer auch „Mundartforschung“ („Dialektforschung“). In Steinau a.d. Straße werden bis heute die beliebten „Babbelabende“ gepflegt.

In der Heimatliteratur des Bergwinkels werden zumeist Gedichte „auf Platt“ überliefert: Der Heimatforscher Alfred Kühnert kennzeichnet in Anlehnung an den von Georg Flemmig geprägten Begriff „Bergwinkel“ den in und um Schlüchtern üblichen Dialekt, der zum Rheinfränkischen („Hessischen“) zählt, eigenständig als „Bergwinklerisch“, zumal überall örtliche Eigentümlichkeiten vorherrschen: „e brat Bret“ oder „e bret Brat“ („ein breites Brett“).

Ist *das* das Lied von der „guten alten Zeit“? Von der heilen Welt? Von der Idylle, nach der wir uns alle sehnen?

Wir sind heute dank der modernen Medien „Zeitzeugen“ in einem umfassenderen Sinn: Hier wird die Zeit zum Raum.

Das Bild ist uns heute alles: Es „verewigt“ in Film und Fernsehen den Augenblick als „fruchtbares Moment“ und macht ihn „historisch“. Wir verlangen als Zeitzeugen in den Nachrichten und Chroniken nach dem Bild, das ausführlicher, unmittelbarer und voraussetzungsloser ist, als das Wort es je zu sein vermag. Das Bild ist bereits die Botschaft. Bilder bestimmen und prägen nachhaltiger als das gesprochene und geschriebene Wort unser Denken, Fühlen und Handeln und graben sich tief in unser „kollektives Bewusstsein“ ein. Die Wirklichkeit wird jedoch im Bild „stilisiert“ und „inszeniert“.

Das „Zeitalter der Globalisierung“ wird in unseren Tagen durch zwei Ereignisse folgenschwer erschüttert: Am 11. September 2001 beunruhigten die islamistischen Terroranschläge in den

USA eine Weltöffentlichkeit, die eingestürzten Zwillingstürme des World Trade Center in New York gemahnen uns an den „Turmbau zu Babel“ (1. Mose 11, 1–9) und dienen schließlich als Grund für den unter dem Oberbefehl der Amerikaner geführten Krieg in Afghanistan. Im September 2008 verzeichnet die New Yorker Investmentbank Lehman Brothers nicht nur einen Rekordverlust, sondern meldet auch Insolvenz an und bildet damit den Auftakt zur „Krise des Geldes und der Wertpapiere“, zur weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise, die angesichts der hemmungslosen und unverantwortlichen Spekulationen an der Börse und in den Bankgeschäften ein grundsätzliches Überdenken unserer Werte hervorruft. Der „postmoderne“ Mensch erlebt sich selbst als „entfremdet“, auch wenn die Welt dank des Fernsehens als „Fenster zur Welt“, der Computer und des Internets sowie der über die Weltmeere verschifften Container zum „globalen Dorf“ geworden ist: Er empfindet sich zwar als der „globale Mensch“, weiß sich aber „nirgendwo“ mehr „zu Hause“ und fragt deshalb als „Unbehauster“ erneut nach seiner „Heimat“.

Ist die mittlerweile überall wieder feststellbare erneute Beschäftigung mit Heimat, Heimatgeschichte und Heimatkunde damit Ausdruck eines „unglücklichen Bewusstseins“?

Was bedeutet uns heute „Heimat“?

Die Nationalstaaten haben sich seit der Neuzeit in Europa herausgebildet. Sie stellen in der Nachwirkung der Französischen Revolution von 1789 und der Kriege Napoleons bis zu dessen Niederlage 1815 bei Waterloo die Errungenschaften des nationalliberalen 19. Jahrhunderts mit dem „patriotischen“ Lob und Preis des „Vaterlandes“ dar. Es ist die Tragik der deutschen Geschichte, dass die Deutschen ihren Nationalstaat erst verspätet 1870/71 erhalten. Diese europäischen Nationalstaaten werden bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts mit Konflikten und Kriegen untereinander verhängnisvolle „Schicksalsmächte“, so dass im „europäischen“ Rückblick selbst der Erste und Zweite Weltkrieg (1914 – 1918 und 1939 – 1945) als „europäische Bürgerkriege“ mit Kriegsschauplätzen auf der ganzen Welt gesehen werden müssen. Erst der Jugoslawien-Krieg brachte 1999 nach einer über fünfzigjährigen Friedenszeit wieder einen europäi-

schen Kriegsschauplatz in die Schlagzeilen und damit ins öffentliche Bewusstsein. Im Prozess der Einigung Europas, der nach dem Fall der Berliner Mauer am 9. November 1989 mit der am 3. Oktober 1990 vollzogenen Wiedervereinigung Deutschlands und nach dem Ende des Kalten Krieges eine bis dahin nicht voraussehbare Entwicklung hat nehmen können – die mittel- und osteuropäischen Staaten kehren nach Europa zurück! –, und im Zuge der Europäisierung überhaupt mit dem sichtbaren Zeichen der „Euro“-Einführung als „Buchgeld“ am 1. Januar 1999 und als „Bargeld“ am 1. Januar 2002 gewinnen heute unter gleichzeitiger Zurückdrängung und Einschränkung der Rechte und Befugnisse der Nationalstaaten die Regionen vermehrt politische und wirtschaftliche Bedeutung und erfahren von Brüssel und Straßburg aus eine stärkere Förderung: „*Europa filiorum nostrorum domus*.“ („Europa ist das Haus unserer Kinder.“) Gleichzeitig steht die Bundesrepublik Deutschland als „Berliner Republik“ vor ganz neuen Herausforderungen und Aufgaben, die ihr als zuverlässiger Bündnispartner „in einer veränderten Welt“ erwachsen und die wie etwa das militärische und soziale Engagement in Afghanistan im öffentlichen Bewusstsein erst noch verarbeitet werden müssen. Wir sehen uns in einer neuen Verantwortung, die die „Bonner Republik“ noch nicht gehabt hat. Was steht für uns hier und heute auf dem Spiel? Haben wir aus unserer Geschichte gelernt?

Kann die „Region“ als Begriff den „Heimatbegriff“ ersetzen? Statt „Heimatemuseen“ entstehen jetzt „Regionalmuseen“, die finanziell gefördert werden.

Die Literatur über den Bergwinkel ist verstreut veröffentlicht, nicht immer leicht zugänglich, oft auch versteckt und unselbstständig publiziert worden. Es bleibt vordringliche Aufgabe, den Bestand der „Heimatliteratur“ in den Archiven der Bergwinkelstädte zu sammeln und zu sichern. Viele Publikationen sind nur noch in Privathand vorhanden.

Schon seit langem ist ein Verzeichnis der heimatgeschichtlichen Schriften und Themen ein Desiderat der Heimatforschung im Bergwinkel. Eine Übersicht darüber hat gefehlt. Dies ist oft beklagt worden, ohne dass Abhilfe

geschaffen worden ist. Bei meinen eigenen Arbeiten und bei der Vermittlung der Arbeiten über heimatgeschichtliche Themen war ich anfangs auf die Mitteilungen und Empfehlungen einer älteren (Lehrer-)Generation angewiesen. Nur in einer ganz bestimmten Ausnahmesituation ist es mir möglich gewesen, die Arbeit an der „Bergwinkel-Bibliographie“⁽¹⁾ in Angriff zu nehmen und zu vollenden. Geduld muss bei einem solchen Werk am Werke sein.

Die von mir zusammengestellte und kommentierte „Bergwinkel-Bibliographie“, die auf Vorarbeiten beruht, die ich als freier Mitarbeiter des „Zentrums für Regionalgeschichte Main-Kinzig-Kreis“ erstellt und bei Gastvorträgen über die Heimatforschung in Geschichtskursen der Oberstufe am Ulrich-von-Hutten-Gymnasium in Schlüchtern erprobt habe, zieht Bilanz, indem sie die Darstellungen der Heimatforscher und die Abhandlungen der Wissenschaftler zu heimatgeschichtlichen Themen auflistet, gewährt dadurch eine Momentaufnahme des Bestandes und bietet dem interessierten Laien, dem Schüler und Studenten, dem Lehrer, dem Heimatforscher und dem akademischen Wissenschaftler Orientierung und Hilfe. Ihre Intention zielt darauf ab, als Nachschlagewerk zu dienen, die Beschäftigung mit dem Bergwinkel und dessen Geschichte unter den unterschiedlichen Fragestellungen zu intensivieren und dadurch neue Arbeiten auf dem Gebiet der „Regionalgeschichte“ anzuregen.

Denn in den Wissenschaften wie in den Künsten steht einer auf den Schultern des anderen: Einer baut auf dem anderen auf. Eine Generation reicht der nächsten die Hand, wenn sie nicht nur Trümmer hinterlassen will, und jede Generation stellt von neuem *ihre* Fragen an die Geschichte. Die Geschichte wird als der nicht abgeschlossene Fall und als der nicht abschließbare Prozess verstanden.

Schon der römische Geschichtsschreiber Sallust hat gewusst: Es ist mühselig, Geschichte zu schreiben. Die Historiker wollen es wie Tacitus „*sine ira et studio*“ („ohne Zorn und Eifer“) tun. Aber wie kann auch der um Objektivität bemühte Historiker angesichts von Parteien nicht Partei ergreifen *wollen*?

Da ein Register der Namen und der Sachen den Rahmen dieser Publikation gesprengt hätte, ist darauf verzichtet worden, und der Leser ist allein auf das differenziert gegliederte und ausführliche Inhaltsverzeichnis angewiesen, um sich zurechtzufinden. Die vier Hauptkapitel der „Bergwinkel-Bibliographie“ sind systematisch gegliedert:

1. Grundlagen der Heimatgeschichte im Bergwinkel,
2. Orte,
3. Historische Persönlichkeiten und
4. Einzeldarstellungen zur Geschichte des Bergwinkels.

Manche Schrift mit komplexer Themenstellung hätte bei der Aufnahme in das Verzeichnis auch einem anderen Oberbegriff zugewiesen werden können. Hier galt es um der Sache willen, nach bestem Wissen eine Entscheidung zu treffen, die jedoch im nachhinein stets in Frage gestellt werden kann. Innerhalb der einzelnen Kapitel ist das Schrifttum, das durch „Autopsie“, d. h. auf Grund unmittelbarer Inaugenscheinnahme erfasst worden ist, jedoch chronologisch nach den Daten der Veröffentlichung und dann alphabetisch nach dem Namen des Autors bzw. nach dem Titel angeordnet. Der Hauptschwerpunkt der zusammengestellten und zum Teil kommentierten Schriften liegt auf der Literatur, die nach 1945 entstanden ist. In Einzelfällen wird auch auf Publikationen vor 1945 verwiesen. Vollständigkeit ist nicht angestrebt. (Auch Ludwig Emil Grimm hätte ein eigenes Kapitel zugestanden, und ich bedauere, dass die Heimatliteratur über ihn „versteckt“ vornehmlich unter den Schriften Wilhelm Praesents aufgelistet ist.)

Die „Bergwinkel-Bibliographie“ imaginiert eine Bibliothek der Heimatforschung, die dazu einlädt, darin zu wandeln und zu verweilen: Sie will in erster Linie beim Leser Interesse für die Schriften und Themen über den Bergwinkel creieren. Die Zusammenschau ermöglicht überdies eine neue Perspektive auf die Gegenstände selbst, die abgehandelt werden: Denn es manifestieren sich auf den ersten Blick bereits größere und tiefere Zusammenhänge, in denen der einzelne Gegenstand gesehen werden kann.

Bücher sind der Spiegel unseres Lebens. Hinter jedem Buch steht ein Mensch. Mit den besten Absichten schicken wir die „Bergwinkel-Bibliographie“ als „Flaschenpost“ auf die Reise. Wer wird die Botschaft lesen? Wer wird uns antworten?

Die Arbeit trägt den Lohn in sich: Getane Arbeit ist immer gute Arbeit.

Das „Handwerk des Bibliographierens“ lernte ich während meines Magister-Studiums der Neu- und Altgermanistik und Philosophie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. bei Dr. Carl Paschek, der sich auf dem Gebiet der Bibliographie in der internationalen Germanistik einen Namen machte, an der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt a. M. (jetzt: Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt a. M.) tätig war und uns in die „Bücherkunde“ einführte.

Allen, die mir bei dieser „positivistischen Fleißarbeit“ mit Rat und Tat geholfen haben, sei an dieser Stelle ganz herzlich gedankt. Als Ansprechpartner und Helfer bei dieser bibliographischen Arbeit darf ich mit dem Wort des ausdrücklichen Dankes namentlich nennen: Herrn Stadtarchivar Bernd

Ullrich in Schlüchtern, Herrn Hauptamtsleiter Werner Euler im Rathaus in Sinntal-Sterbfritz, Herrn Alt-Bürgermeister Hans-Joachim Knobloch, den Vorsitzenden des Steinauer Geschichtsvereins, Herrn Magister Burkhard Kling, den Leiter des Brüder-Grimm-Hauses und des Regionalmuseums in Steinau a. d. Straße, und – *last, but not least* – Frau Marianne Sperzel, die Vorsitzende des Geschichtsvereins in Bad Soden-Salmünster.

Dem Vorstand des Heimat- und Geschichtsvereins Bergwinkel e.V. Schlüchtern möchte ich an dieser Stelle dafür danken, dass er beschlossen hat, die „Bergwinkel-Bibliographie“ in seinem Publikationsorgan „Unsere Heimat“ als Band 27 (2010) zu veröffentlichen. Als Herausgeber zeichnet der Vorstand unter dem Vorsitzenden Diethart Munzel für diese Publikation, für ihre Ausstattung und Gestaltung verantwortlich. Auch in diesem Zusammenhang ist der Vorstand von mir bestens beraten und bedient worden. ■

1) Bergwinkel-Bibliographie. Heimatgeschichtliche Schriften und Themen: Sinntal-Sterbfritz, Schlüchtern, Steinau an der Straße und Bad Soden-Salmünster. (Ulrich von Hutten, Petrus Lotichius Secundus und die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm). Systematische Auswahlbibliographie. Zsgest. u. komm. v. Hans-Wolfgang Bindrim. Schlüchtern 2010. (= Unsere Heimat. Mitteilungen des Heimat- und Geschichtsvereins Bergwinkel e.V. Schlüchtern. Band 27.) – Auf Einladung von Bürgermeister Falko Fritsch (Schlüchtern) wurde die „Bergwinkel-Bibliographie“ von mir einem größeren Kreis heimatsgeschichtlich interessierter Zuhörer in Gegenwart von Landrat a. D. Karl Eyerkauf (Main-Kinzig-Kreis) am 29. Juni 2010 im Restaurant Zeppelin in Schlüchtern vorgestellt und präsentiert. In diesem Zusammenhang ging ich in meiner Dankrede bereits auf einige „Grundfragen und Erkenntnisse der Heimatgeschichte in unserer Zeit“ näher ein. Ursprünglich sind diese Betrachtungen und Überlegungen sogar als „Vorede“ zur „Bergwinkel-Bibliographie“ gedacht gewesen.



Besuchen Sie virtuell das Zentrum für Regionalgeschichte auf der Homepage des Main-Kinzig-Kreises (www.mkk.de).

Falls Sie Autor des Mitteilungsblattes werden möchten, wenden Sie sich bitte per E-Mail an zfr@mkk.de.

Erinnerung an das Schlächterner Jubiläumsjahr 1993

Hans-Wolfgang Bindrim M.A.

Ich bin nun seit über dreißig Jahren Mitglied im Heimat- und Geschichtsverein Bergwinkel e.V. Schlächtern und habe dort Höhen und Tiefen, Erfolge und Krisen miterlebt.

Es sei an dieser Stelle ausdrücklich daran erinnert, dass es Oberstudienrat Albin Anhalt als erster Vorsitzender war, der mich im Gründungsjahr 1978, als ich Schüler in der Oberstufe auf dem Ulrich-von-Hutten-Gymnasium in Schlächtern war, als neues Mitglied warb. Auch sei in diesem Zusammenhang ganz bewusst daran erinnert, dass er es war, der mich im Vorfeld zum Schlächterner Jubiläumsjahr 1993 um Vermittlungsdienste bat und mich dann sogar zur Niederschrift einer eigenen Arbeit bewog.

Zusammen bereiteten wir eine Ausstellung im Bergwinkel-Museum in Schlächtern vor, die der Urkunde des Königs und nachmaligen Kaisers Otto III. vom 12. Dezember 993 gewidmet war: Darin wird der Ort bzw. das Kloster Schlächtern („Sluohderin“) zum ersten Male genannt. Selbst bei der Redaktion des von ihm 1994 herausgegebenen Heftes „Unsere Heimat“ mit dem Titel „,Sluohderin‘ – Schlächtern. 993–1993. Wissenschaftliche Beiträge zur Kloster- und Stadtgeschichte im Jubiläumsjahr“ half ich mit und beriet ihn. Entscheidend gestaltete ich das Titelblatt mit, dessen moderne Aufmachung in der Kopfzeile endgültig beibehalten werden sollte. Auch plädierte ich – jedoch erfolglos – für einen festeren Buchumschlag. Er lieferte als Hobby-Photograph das Titelbild und das Vorsatzbild. Das waren Arbeitsstunden und Gespräche, in denen ich meinen früheren Lehrer aus unmittelbarer Nähe noch einmal näher kennenlernte. Danach gab es jedoch keine vertrauensvolle Zusammenarbeit mehr mit ihm. Damit ist bereits alles gesagt.

Ich schrieb sogar noch die Pressemitteilung über die wissenschaftlichen Beiträge, die wir den Mitgliedern und damit der Öffentlichkeit auf der Jahresschlussveranstaltung am 29. November 1994 in unserem Publikationsorgan „Unsere Heimat“ vorlegten. Darauf greift später der Forschungsbericht zurück, den ich über das Schlächterner Jubiläumsjahr

1993 schrieb und der 1997 in „Unsere Heimat“ veröffentlicht wurde. (Dieser Forschungsbericht erschien in der Reihe „Unsere Heimat“ 2003 nochmals in korrigierter Fassung, die durchaus notwendig war. Dies hatte ich mittlerweile durchgesetzt.) Was für ein einmaliger Glücksfall! Die historischen und philologischen Wissenschaften gingen als „*universitas litterarum*“ vor Ort, griffen verschiedene bedeutsame heimatgeschichtliche Fragen mit überregionaler Tragweite auf und setzten nicht nur in der lokalen Heimatforschung neue Maßstäbe, sondern brachten auch die wissenschaftliche Erkenntnis überhaupt voran.

Auf der Jahreshauptversammlung am 14. Februar 1995 sah ich mich im Vortragsraum (heute: Trauzimmer) des Bergwinkel-Museums aber ganz allein dazu veranlasst, den Mitgliedern in einem Redebeitrag noch einmal zu verdeutlichen, was wir damals geleistet hatten. Denn wir wussten, was wir taten. Wir gaben unser Bestes. Es trat der merkwürdige Umstand ein, dass der Schüler die Arbeit seiner Lehrer verteidigte. Ohne pekuniäre Anstrengung war der wissenschaftliche Erfolg nicht zu haben, der wissenschaftliche Erfolg rechtfertigte jedoch die pekuniäre Anstrengung. Briefzeugnisse angeschriebener und informierter Fachlehrter belegten bereits diesen Erfolg. Ich sprach als Mitglied des Vereins, nicht als Vorstandsmitglied. Dazu war ich mehr als berechtigt, zumal ich dafür namentlich verantwortlich gemacht wurde. Der Vorstand wurde entlastet.

Jeder erlebt einmal in seinem Leben eine „schwere Stunde“. Es ist bitter, auf diese Weise eine Lektion zu lernen. Warum hätte der Schüler seinen Lehrern nicht vertrauen sollen? Ich hatte stets versucht, etwas zu retten. Aber was hätte ich anders tun können? Ich hatte gar keine Chance. Noch sah ich gar nicht ab, was für Folgen und Konsequenzen dies für mich haben sollte. In was für einem Netz sollte ich verstrickt werden?

Dieser autobiographische Bericht versteht sich auch als ein Beitrag zur Vereinsgeschichte und dient der Aufklärung über verwickelte Zusammenhänge. Ich spreche als Zeit-

zeuge. Denn ich war dabei. Die Verantwortlichen wissen mittlerweile ohnehin Bescheid. Das hätte alles nicht passieren dürfen. Darin sind sich alle einig, die guten Willens sind. Zu oft habe ich gehört: „Das haben wir alles nicht gewusst!“ Jetzt kann dies niemand mehr sagen.

Man geht nicht unverändert aus einer Auseinandersetzung hervor. *Warum* handelt man, *wie* man handelt? Ich hätte *meine* Geschichte auch anders erzählen können. Denn das Leben wurde für mich immer „romanhafter“. Hinter jeder Geschichte verbirgt sich eine andere Geschichte.

Für mich stellt sich das Schlüchterner Jubiläumsjahr 1993, das mir zum persönlichen Schicksalsjahr geworden ist, als Höhepunkt meiner Aktivitäten auf dem Gebiet der Heimatgeschichte dar. (Zum Glück hatte ich bereits im Mai 1988 die Magisterprüfung bestanden.) Mit welchen Hoffnungen sind wir damals an die Arbeit gegangen? Und was wurde dann daraus? Und warum?

Ich vermittelte damals Professor Dr. Ernst E. Metzner und Professor Dr. Winfried Frey, meine akademischen Lehrer an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M., für Vorträge und Aufsätze nach Schlüchtern: Der eine bemühte sich um die Bedeutung des Stadtnamens „Schlüchtern“ und um die Anfänge des Klosters Schlüchtern, der andere beschäftigte sich mit dem mittelalterlichen Spruchdichter Süßkind von Trimberg. Ich selbst schrieb über den spät-humanistischen Dichter Petrus Lotichius Secundus aus Niederzell und über die von ihm besungene Acis-Quelle. Ich widmete den wissenschaftlichen Aufsatz meinen Eltern. (Diese Arbeit hätte zu etwas Größerem philologisch ausgebaut werden können.)

Darauf beruht und geht jedoch alles zurück, was ich später in Eigeninitiative oder auf Einladung der Mitstreiter „der guten Sache“ in meiner Geburtsstadt Schlüchtern, aber auch in der Brüder-Grimm-Stadt Steinau a. d. Str. habe tun können. „Gewachsene“ Freundschaften sind dabei der schönste Lohn für gemeinsame Anstrengungen und Unternehmungen. Ich blieb vor Ort in Schlüchtern, folgte keinem Ruf in die Fremde und arbeitete auf meinem Gebiet weiter, insoweit mir dies möglich war. Ich hielt Vorträge und führte Veranstaltungen durch. (Am 30. November 2003, am 1. Advent, sprach ich anlässlich des 475. Geburtstages des Dichters Petrus Lotichius Secundus in der Schlüchterner Waldgaststätte „Acisbrunnen“. Am 22., 23. und 24. April 2005 organisierte ich im Marionettentheater „Die Holzköpfe“ als einer der Hauptverantwortlichen zum ersten Male das „Steinauer Wochenende zum Welttag des Buches“ als eine konzertierte Aktion der Stadt Steinau a. d. Str. und der „Kinzigal-Nachrichten“ für einen guten Zweck.)

Daran tat ich gut. Es war ein langer Weg, und es war ein langer Kampf. Vieles wurde aufgedeckt und aufgeklärt. Manches erschien in einem ganz neuen Licht. Auch von Rückschlägen ließ ich mich nicht entmutigen. Niemand ist vor Angriffen gefeit. Es ist schwer, gegen Vorurteile ankämpfen zu müssen. Aber am Widerstand reift und wächst man. Die intellektuellen Kräfte entfalten sich im Streit. Nicht nur auf die Fähigkeit und das Wissen, sondern auch auf die Erfahrung und die Ausdauer kommt es an. Ich hatte außerdem Glück. Gerade weil sich Türen schlossen, taten sich für mich ganz andere Türen auf. Man muss dem Leben eine Chance *lassen*, man muss dem Leben eine Chance *geben*. (Damit will ich anderen Mut machen, nicht aufzugeben.) In den Gesichtskreis meiner wissenschaftlichen Studien rückte jetzt verstärkt erst einmal Jacob Grimm als Gründervater der Germanistik, dann die Beschäftigung mit geschichtsphilosophischen Fragen.

Für Vorträge vermittelte ich Dr. Dirk Vorlauf, der Ende 1995 archäologische Ausgrabungen im Klosterbereich Schlüchtern durchgeführt hatte, und Professor Dr. Klaus Doderer, den früheren Direktor des Instituts für Jugendbuchforschung Frankfurt a. M., der über Goethes Verhältnis zu seiner Frau Christiane Vulpius sprach, nach Schlüchtern, indem ich dem neuen Vorsitzenden Oberstudienrat Dr. Otto Rabenstein zuarbeitete. Schließlich setzte ich mich im Vorstand unter Diethart Munzel dafür ein, dass Metzner, der bereits an anderer Stelle darüber veröffentlicht hatte, auch vor Ort in Schlüchtern den angekündigten zweiten Teil seiner „Schlüchtern“-Quellenstudien publizierte.

1998 hatte Metzner mich in den Mitarbeiterstab berufen, der für die letzten Korrektur- und Redaktionsarbeiten bei der Edition des Bandes „Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa – 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt am Main (1846 – 1996)“ (Tübingen 1999) zuständig und verantwortlich war. Dann trennten sich unsere Wege.

Ich hatte getan, was ich unter diesen schwierigen Umständen tun konnte.

Es gibt immer auch eine „unerzählte Geschichte“. Das wäre ein schlechter Schüler, der nicht über seinen Lehrer hinauswüchse! (Friedrich Nietzsche)

Es ist schmerzlich, Schmerzliches zu berichten. Aber alles ist erzählbar. Nichts bleibt unerzählt. Die Erzählung ist zugleich die Therapie. Ich verstummte nicht. Ich ging unbeirrt meinen Weg. Aus mehr als einem Grund ist es im Rückblick sinnvoll gewesen, dass ich zusammen mit Oberstudienrat Norbert Weiß, den ich später, nämlich im Schuljahr

1998/1999, auch bei seinem Unterrichtsprojekt über „Goethes Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution“ unterstützte, im Schuljahr 1996/97 in einem Unterrichtsprojekt in der Klasse 11 b am Ulrich-von-Hutten-Gymnasium in Schlüchtern das Schlüchterner Jubiläumsjahr 1993 aufgearbeitet und dokumentiert habe. Ich sprach vor den Schülerinnen und Schülern über Geschichte und Geschichtsschreibung, über geschichtsphilosophische Fragen bei Aristoteles, Friedrich Schiller, Georg Wilhelm Friedrich Hegel und Friedrich Nietzsche. Den Vortrag durfte ich im Filmsaal öffentlich wiederholen. Der Durchbruch war geschafft. Hinter diesen Punkt gab es kein Zurück mehr. Von da an musste man mit mir in der Stadt rechnen. Man trat bald an mich heran. Wir luden sogar Metzner zu einem Vortrag ein. Für die notwendige Aufklärungsarbeit darüber wurde Öffentlichkeit hergestellt. Auch „hinter den Kulissen“ wurden Fragen gestellt, die nicht unbeantwortet bleiben konnten. Jede Frage, die eine Antwort findet, führt nur zu neuen Fragen, die gleichfalls beantwortet werden wollen.

Die Ausstellung mit den teilweise mit sehr viel Einsatz und Engagement geleisteten Schülerarbeiten über das Schlüchterner Jubiläumsjahr 1993 wurde zuerst im Neubau (jetzt: Petrus-Lotichius-Haus) des Gymnasiums, dann im Foyer des Rathauses aufgebaut. Am 31. Januar 1997 überreichte Bürgermeister Falko Fritzsch Metzner den Goldenen Gedenkbarren der Stadt Schlüchtern, am 25. April 1997 ehrte er Weß und mich mit einem Empfang im historischen Sitzungssaal des Rathauses. (Als Gast war an diesem Tag auch mein akademischer Lehrer Professor Dr. Dieter Kimpel anwesend. Ich sprach über Jacob Grimm und die Germanistik von heute. Man wurde auf mich aufmerksam. Dank des Steinauer Bürgermeisters Hans-Joachim Knobloch und seines Nachfolgers Walter Strauch folgten bald Vorträge im Brüder-Grimm-Haus.)

Wir können nicht ändern, was geschehen ist. Aber es gibt immer die Hoffnung, dass ein neuer Tag kommt: „*A new day has come.*“

Am 28. April 1998 trat Anhalt „aus gesundheitlichen Gründen“ von seinem Amt als Vorsitzender zurück, erhielt zum Abschied aus den Händen von Bürgermeister Fritzsch das Stadtsiegel der Stadt Schlüchtern für seine langjährige Tätigkeit, für die er auch von Landrat Karl Eyerkauf (Main-Kinzig-Kreis) am 6. November 2002 mit der Medaille für Heimatpflege und Geschichtsforschung geehrt wurde, und ließ sich nur noch zum stellvertretenden Vorsitzenden wählen, bis er am 15. Februar 2005 auch von diesem Amt zurücktrat. In seiner Abschiedsrede, in der er noch einmal für das Engagement auf dem Gebiet der Heimatgeschichte

werben wollte, erwähnte der von seiner Krankheit schwer Gezeichnete im Kulturhaus Synagoge auch mich und meine Vermittlungsdienste noch einmal. Ich war unter den Zuhörern. Was beabsichtigte er damit? Was konnten mir seine Worte bedeuten? Was war all dies jetzt wert? Er starb am 29. April 2006. Im Nachruf hieß es, dass er „ein guter Mensch“ gewesen sei.

Damit ist eine Ära in Schlüchtern zu Ende gegangen, die unbestreitbar ihre heimatgeschichtlichen Verdienste hat, die jedoch in manchen persönlichen Aspekten nicht unumstritten ist und die nun selbst der historischen Aufarbeitung harret. Sein Charakterbild schwankt im Urteil der Parteien.

Im Widerspiel der Kräfte zeigt sich, wer man in Wirklichkeit ist. Kein Blick geht tiefer als der Blick des Gegenspielers: Hinter der Maske zeigt sich das wahre Gesicht. Im Gegenüber, in der Begegnung mit der Welt und mit den anderen, im Nicht-Ich erkennt sich das Ich als Ich.

Der Überlebende schreibt die Geschichte. Hinter jedem Wort steht für ihn erlebte und erlittene Erinnerung, die in ihm lebendig ist und die erst mit ihm abstirbt. Es kommt aber darauf an, was er daraus macht.

Wie soll er die Geschichte erzählen? Wie kann er überhaupt erzählen? Gilt es nicht, nach wie vor Rücksicht zu nehmen? Was steht unerzählt „zwischen den Zeilen“?

Flüchtet der Erzähler in eine andere Geschichte, um seine eigene Geschichte zu erzählen? Verbirgt er sich hinter den Masken erfundener Gestalten und Figuren? Spielt er damit? Der autobiographische Bericht wird zum „Schlüsselroman“. Wir wollen erzählen. Wir wollen unsere Geschichte erzählen. Es ist eine unerfreuliche und unerquickliche Geschichte.

Womit den Anfang machen? Womit beginnen?

Jedes Urteil ist auch ein Selbsturteil.

Die Wahrheit ist eine mächtige Waffe, sie ist aber auch ein zweischneidiges Schwert. Was ist aber die Wahrheit? Jeder lebt mit seiner Wahrheit zuletzt allein.

Es gehört sehr viel Weisheit dazu, um sein Schicksal anzunehmen: „Der Weg ist das Ziel.“

Nichts ist vergessen. Nichts darf vergessen werden.

Hans-Wolfgang Bindrim M.A.

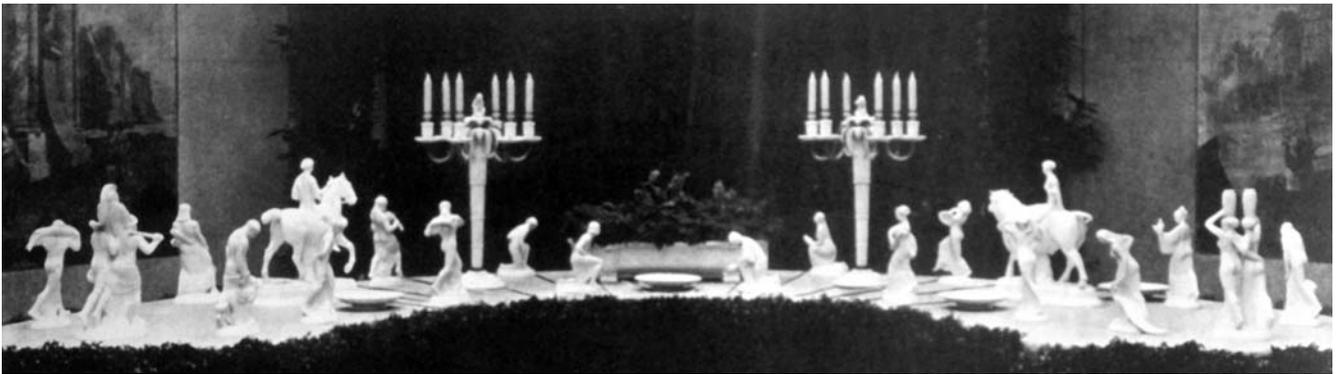


Abb. 1: Der „Hochzeitszug“ aus „Deutsche Kunst und Dekoration“, 1911, „Porzellan“, Bestandskatalog Bröhan-Museum

Berliner Porzellanplastik des Jugendstils

Adolf Ambergs „Hochzeitszug“ für den preußischen Kronprinzen

Dr. Juliane Kirschbaum

Der „Hochzeitszug“ (Abb. 1), das Hauptwerk von Adolf Amberg, entworfen für die Hochzeit des preußischen Kronprinzen Wilhelm mit Cecilie von Mecklenburg-Schwerin im Juni 1905, gilt als Höhepunkt der Berliner Porzellanplastik des Jugendstils.

Amberg wurde am 3. Juli 1874 in Hanau geboren. Am 3. Juli 1913, an seinem 39. Geburtstag also, starb er in Berlin. Die näheren Umstände seines Todes sind nie ganz aufgeklärt, höchstwahrscheinlich aber war es Selbstmord.

Seine künstlerische Begabung zeigte sich schon früh. Bereits 1884/85 wurde er Schüler der renomierten, für die Hanauer Silberschmiede 1772 gegründeten Hanauer Zeichenakademie, setzte dann seine künstlerische Ausbildung an der Berliner Kunstgewerbeschule fort und ging 1896/97 nach Paris an die Académie Julian. Anschließend übersiedelte er nach Berlin. Bis 1907 arbeitete Amberg für die Firma Bruckmann & Söhne in Heilbronn, parallel dazu aber auch schon als freier Bildhauer. Aufsehen erregte sein Entwurf eines heute nicht mehr erhaltenen, 3,20 m hohen silbernen Brunnens für die Pariser Weltausstellung 1900 (Allegorie auf die Deutsche Musik), den er zusammen

mit Otto Rieth, Professor am Berliner Kunstgewerbemuseum, ausführte – eine Mischung gründerzeitlicher Formensprache und Jugendstil.

Um 1902, also recht bald nach dem Musikbrunnen, „übersetzte“ Amberg unter dem Einfluss der dem Spätklassizismus verpflichteten „modernen“ Berliner Künstler den ornamentalen Jugendstil in großzügig stilisierte, strenge Modellierung. Er ist nun in Berlin fest etabliert, arbeitet aber noch immer auch für Bruckmann & Söhne.

Exemplarisch für die neue Schaffensperiode ist der Entwurf von 1902 für das Aachener Rats Silber. Es ist ein Tafelaufsatz mit abnehmbarem Pokal (sog. Kronprinzenpokal) und zwei Leuchten, ausgeführt von Bruckmann & Söhne. Anlass für das neue Rats Silber war die Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Denkmal am 18. Oktober 1902, zu der die Stadt Aachen den preußischen Kronprinz Wilhelm empfing.

Die zentrale Figur Karls des Großen mit ihrer geschlossenen, strengen Form verkörpert den neuen Stil Ambergs, der – weiter entwickelt – im „Hochzeitszug“ wieder zu finden ist. Für das heute verlorene Aachener Rats Silber erhielt er auf der Düsseldorfer Kunstaus-

stellung 1902 eine Goldene Medaille. 1903 trat Amberg ein einjähriges Romstipendium an. Unter dem Einfluss von Antike und Renaissance und in der Auseinandersetzung mit den Werken der in Rom lebenden deutschen Künstler wie Hans von Marées und Adolf von Hildebrand fand er zu dem neoklassizistischen Stil, der sein weiteres Schaffen bestimmte. Der Entwurf für den „Hochzeitszug“ stammt von 1904.

Der „Hochzeitszug“ steht in der Tradition festlicher Tafelaufsätze europäischer Fürstenhöfen, die seit Ende des 17. Jahrhunderts als prächtige Geschenke zu besonderen Anlässen (Regierungsjubiläen, Geburtstage, usw.) üblich wurden. Die goldenen oder silbernen Tafelaufsätze des Rokoko waren reine Dekorationsstücke mit Figuren, Leuchtern und Schalen. Ende des 18. Jahrhunderts kam dafür auch das Porzellan, das „weiße Gold“ in Mode. Friedrich der Große beispielsweise schenkte der Zarin Katharina II. ein Dessertservice, hergestellt in seiner 1763 gegründeten Königlich Preussischen Porzellanmanufaktur (KPM), das trotz aller stilistischer Unterschiede zumindest inhaltlich dem „Hochzeits-

zug“ Ambergs nicht unähnlich ist, wie wir noch sehen werden: In beiden Figurengruppen handelt es sich um einen Huldigungszug mit Musikanten.

Die Tradition der Prunkservice aus Gold und Silber vor allem auch zu Fürstenhochzeiten lebte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder auf, nun auch als Geschenk der Untertanen. Zur Hochzeit des späteren Kaiser Wilhelm II. mit Auguste Viktoria im Jahre 1881 schenkten 96 preußische Städte künstlerisch gestaltetes Tafelsilber in üppigen neobarocken Formen, dem offiziellen Hofstil während der ganzen Regierungszeit Kaiser Wilhelms II.

Zur Verlobung von Kronprinz Wilhelm am 4. September 1904 mit Cecilie von Mecklenburg-Schwerin entschloss sich der Vorstand der preußischen Städte erneut zu einem gemeinsamen Hochzeitsgeschenk: Wieder sollte es silberner Tafelschmuck sein. Während sich 1881 nur 96 Städte mit mehr als 250.000 Einwohnern beteiligt hatten, wurden nun auch kleinere Städte mit 5 Pfennig pro Kopf zur Kasse gebeten. Schließlich brachten 414 Städte mit insgesamt rund 10,7 Mio. Einwohnern eine Summe zusammen, die sich – mit Zinsen – auf 580.000 Mark belief, den Löwenanteil stellte Berlin mit fast 95.000 Mark.

Ob es sich bei Ambergs Entwurf um einen Auftrag für das gemeinsame Hochzeitsgeschenk der preußischen Städte für das Kronprinzenpaar handelt oder um eine freie Arbeit des Künstlers, ist bis heute nicht eindeutig geklärt. Auf jeden Fall aber gefiel dem Hof der eingereichte Entwurf nicht: Einmal vertrat sich seine „moderne“, spätklassizistisch vereinfachte Formensprache nicht mit der Vorliebe des Kaisers für Neobarock, zum anderen waren Kaiserin Auguste Victoria die Figuren zu anstößig nackt und kamen deswegen als offizieller Schmuck für die Hochzeitstafel im Berliner Stadtschloss nicht in Betracht.

Der Auftrag wurde mit Billigung des Kaiserhauses daher an eine Gruppe von Bildhauern vergeben, die in Berlin lebten und arbeiteten und sich bereits mit ihren Werken im Stadtbild einen Namen gemacht hatten. Natürlich sollte das Tafelsilber zur Hochzeit am 5. Juni 1905 überreicht werden. Fertig wurde das „Kronprinzensilber“ jedoch erst 1914. Das hatte seine Gründe nicht



Abb. 2: Louis Tuaillon „Amazone“, 1898

Foto: Verfasserin

allein in der Vielzahl der beteiligten Künstler. Entscheidend trug zur Verzögerung der Fertigstellung bei, dass sich – da es das offizielle Auftragswerk war – der preußische Hof mit ständig neuen Wünschen in künstlerischen Fragen einmischte. Tatsächlich hatten nämlich die beteiligten Künstler mit dem neobarocken Hofstil nichts mehr im Sinn: Sie waren Vertreter einer neuen Generation, alle mehr oder weniger um die 40. Ihre künstlerische Prägung hatten sie im Jugendstil und – wie Amberg auch – vielfach während eines Romaufenthaltes empfangen. Sie richteten sich zudem bewusst am Geschmack des Kronprinzenpaares aus, der sich von der offiziellen Hofkunst deutlich absetzte: Cecilie war von den Exponaten der Pariser Weltausstellung 1900 tief beeindruckt, Kronprinz Wilhelm fand Gefallen am Jugendstil und

war mit einem der Künstler des Tafelschmuckes bekannt, mit Adolf Amberg.

Zu den Künstlern, die den Figurenschmuck für das „Kronprinzensilber“ lieferten, gehörten u. a. August Gaul, der berühmte Tierbildhauer, der wie Amberg Absolvent der Hanauer Zeichenakademie war, Ignatius Taschner, Fritz Klimsch, Hugo Lederer, Constantin Starck, dessen ebenfalls an der klassischen Antike orientierten Statuetten durch ihre ruhig-maßvollen Bewegungen auffallen (Abb. 3), und Louis Tuaillon, der zur künstlerischen Leitung des Projektes gehörte. Wie die meisten seiner Kollegen lebte auch Tuaillon eine Zeitlang (1885–1903) in Rom, und möglicherweise ist es ja 1903 dort auch schon zu einer Begegnung mit Amberg gekommen. Tuaillon jedenfalls wurde für Amberg und seinen „Hochzeits-



Abb. 3: Constantin Starck, zwei Flötenspieler, „Kronprinzensilber“, Prachtband 1916

zug“ wichtig: Von 1908 bis 1912 arbeitete er in dessen Atelier als Meisterschüler und überarbeitete seinen Entwurf noch einmal im Sinne weiterer, von Tuailleon stark beeinflusster formreduzierter Vereinfachung. Dieser Einfluss fällt besonders ins Auge, wenn man Tuailleons 1898 entstandene, antikisch-monumental aufgefasste „Amazonen“ (Abb. 2) mit den beiden Reiterfiguren des „Hochzeitzuges“ vergleicht.

Auch wenn Amberg beim figürlichen Tafelschmuck nicht zum Zuge kam, so war er schließlich doch am offiziellen Hochzeitsgeschenk der preussischen Städte beteiligt: Von ihm stammen 28 Schalen mit figürlichem und ornamentalem Dekor, dessen antike Formen sich mit Jugendstil-Elementen verbinden (Abb.4). Bis auf diese Schalen wurden alle Teile des Kronprinzensilbers gegossen, allein Amberg wählte eine andere Technik: Seine Schalen sind in bewusstem Rückgriff auf die Antike getrieben und stehen damit auch in der Goldschmiedetradition des Deutschen Werkbundes. Bekommen hat das Kronprinzenpaar übrigens

auch diesen Tafelschmuck nie: Erst kam der Erste Weltkrieg, dann die Abdankung von Kaiser Wilhelm II., dem der Kronprinz ins Exil folgte. Nach aufregender Odyssee kam das „Kronprinzensilber“ nach dem Zweiten Weltkrieg zurück in den Besitz des Landes Berlin und soll nach der Restaurierung der für seine Aufstellung vorgesehenen Räume demnächst im Charlottenburger Schloss gezeigt werden.

Rund vier Jahre nach der Hochzeit des Kronprinzen fand Ambergs Entwurf des „Hochzeitzugs“ einen neuen Interessenten: Theodor Schmuz-Baudiss, künstlerischer Leiter der KPM, erkannte seine Bedeutung, kaufte ihn und formte ihn ab 1909 aus. Einzelne Figuren waren bereits auf der Brüsseler Weltausstellung 1910 zu sehen und brachten Amberg eine Goldmedaille ein. Auf der Großen Berliner Kunstausstellung 1911 wurde der „Hochzeitzug“ unter großer Beachtung erstmals vollständig präsentiert, allerdings noch weitgehend unbemalt.

Der „Hochzeitzug“ besteht aus insgesamt 20 Figuren, zwei sechsflammi-

gen Girandolen (Leuchtern), einer Jardinière und zwei Fruchtschalen. Er zeigt eine inhaltliche und kompositorische Gesamtkonzeption, die nur eine bestimmte Aufstellung erlaubt und sich damit grundsätzlich vom „Kronprinzensilber“ unterscheidet, dem keine einheitliche inhaltliche Idee zugrunde liegt.

Ambergs Konzept vereint die Erdteile und die historischen Kulturen zu einem Huldigungszug der ganzen Welt für das künftige Kaiserpaar: Die Abgesandten der alten Kulturen und der Erdteile bringen dem Kronprinzenpaar Geschenke und Trophäen, Braut und Bräutigam werden mit Musik und Tanz erfreut und gefeiert. Erinnerung sei noch einmal daran, dass auch dem Dessertservice Friedrichs des Großen für die Zarin Katharina II. eine solche Huldigungsidee zugrunde liegt.

Ein Foto aus der Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ von 1911 (Abb. 1) zeigt die ursprüngliche Aufstellung: Braut und Bräutigam bewegen sich mit ihrem jeweiligen Gefolge auf die Mitte der Tafel zu. Dort steht eine Jardinière, um die sich vier kniende Figuren gruppieren; auf der Seite des Bräutigams ein Kurde mit Rosen und ein Ägypter mit einer Perlen gefüllten Muschel; auf der Seite der Braut knien eine Kaukasierin mit Kranz und eine Türkin mit Fruchtschale.

Dann folgen auf beiden Seiten die großen Girandolen als stilisierte Dattelpalmen. Dahinter schreiten links ein Araber mit Dudelsack und ein Afrikaner mit Waldhorn dem berittenen Bräutigam voran. Er ist in römischer Tracht und hält eine Blüte in der Hand. Auch der Braut – sie reitet als Europa auf dem Stier (Abb. 5) – gehen zwei junge Mädchen mit Musikinstrumenten voran: Eine Japanerin mit Mandoline und eine Perserin mit Tamburin. Dem Bräutigam folgen ein Assyrer mit Panther, ein Inder mit Truthahn, ein Gote mit Helm, Schild und Hund, zwei Etrusker mit geschulterten Waffen und ein Japaner mit Fisch. Neben der Braut geht eine Afrikanerin mit Äffchen auf der Schulter, hinter ihr folgen eine Inderin mit Pfau und eine Chinesin mit Papagei, als Pendant zu den Etruskern zwei Griechinnen mit Vasen und eine Ägypterin mit Reh.

Die Bewegung von Musik und Tanz ist Thema der choreographischen Gestaltung insgesamt ebenso wie die der einzelnen Figuren¹. Das rhythmische



Abb. 4: Adolf Amberg, Silberschalen, „Kronprinzensilber“, Prachtband 1916

Auf und Ab zeichnet den Gesamtaufbau aus und setzt sich auch in jeder einzelnen Figur fort, die sich tänzerisch zu biegen und zu wiegen scheint. Eine einheitliche rhythmische Bewegung und Gegenbewegung durchläuft den gesamten Zug im Wechsel von nach außen oder nach innen gewandten Paaren, die in der Grundfläche eine Doppelacht nachzeichnen.

Ambergs „Hochzeitszug“ ist keineswegs die einzige Jugendstil-Gruppe, die den Tanz thematisiert. Erinnert sei nur an die berühmten, um 1900 entstandenen Tänzerinnen des „Spiel der Schleier“ (Jeu de l’Echarpe). Die Darstellung der Amerikanerin Loie Fuller (Star der Folie Bergère, Paris) gilt als Inbegriff des französischen Jugendstils. Sie tanzt tatsächlich, während Ambergs Figuren lediglich durch die Leichtigkeit und Lebhaftigkeit und die entschiedenen Drehungen aus der Hüfte Tanz suggerieren. Das tänzerische Schwingen von Léonards Tänzerinnen liegt im Vergleich dazu hauptsächlich in den flatternden Schärpen, wehenden Ärmeln und in den großen

Bögen der herab fallenden Plisséefalten.

Amberg stellt seine Figuren auf einen Sockel und sichert ihnen damit Standfestigkeit. Dadurch, dass ihre Füße z. T. sogar über die vorgegebene Standfläche hinausragen, entsteht der Eindruck eines raschen, tänzerischen Schreitens. Sie sind um eine gedachte Achse gebaut, die jeweils von dem zurückgesetzten Bein und dem vorwärts oder auch rückwärts geneigten Oberkörper umschrieben wird. Besonders anschaulich wird dies bei dem Afrikaner mit dem Waldhorn (Abb. 6): Er macht den Eindruck, als halte er in einer Tanzdrehung inne und schreite elastisch und im Takt aus. Diese Bewegung verleiht ihm etwas Momentanes, man erahnt bereits die Gegenbewegung. Das tänzerische Schreiten auch der anderen Figuren wird durch den unterschiedlichen Fall der Gewänder noch betont: Ganz der vorwärts drängenden Bewegung entsprechend liegen sie mal eng an, mal sind sie flächig ausgebreitet.

Wesentlichen Anteil an dieser Wirkung hat auch die Farbigkeit. Seit sei-

nem Eintritt 1901 bei KPM experimentierte Theodor Schmutz-Baudiss mit Unterglasurfarben. Im Vergleich mit den in Kopenhagen gefertigten Unterglasurstücken – meist in Grau und Blau – gelangen ihm nach etlichen Versuchen und mithilfe einer speziellen Porzellanmasse sehr viel intensivere, leuchtendere Farben, die den besonderen Charakter des „Hochzeitszuges“ ausmachen und ihn zusammen mit seiner rhythmischen Choreographie so recht dem Jugendstil zuweisen.

Die Farbflächen – Ockergelb, tiefes Blau, Grün, sattes Braun, gelegentlich auch großzügig gemustert (Abb. 7) – entsprechen der vereinfachten, großgedachten Auffassung der Figuren.

Wichtiges Gestaltungselement ist zudem der Kontrast zwischen dem weißen Porzellan der Körper und den betont dunklen Flächen der Gewänder wie bei der Inderin (Abb. 8), wodurch der Aufbau der Einzelfiguren deutlich akzentuiert und bei aller Naturnähe gleichsam auch noch einmal als Jugendstilornament aufgefasst ist. Einige Figuren des „Hochzeitszuges“ wurden



Abb. 5: Die Braut als Europa auf dem Stier, „Hochzeitszug“, Historisches Museum Hanau, Schloss Philippsruhe

auch noch lange nach dem Ersten Weltkrieg produziert und farbig gefasst. Die oft kleinteilige Bemalung und Ornamentierung, von Amberg nicht vorge-sehene Bänder, Ranken oder Schmuckstücke interpretieren die Figuren neu oder wirken gelegentlich auch entstehend, mögen aber, da sie den jeweiligen Zeitgeschmack widerspiegeln, vom Sammlerstandpunkt aus interessant

sein, auch wenn sie ohne Beziehung zu den breit modellierten plastischen Formen die künstlerische Intention Ambergs verkennen. Besonders beliebt bis heute sind die Japanerin und die Chinesin, deren Formen sich erhalten haben sollen und im Kunsthandel auch unbemalt angeboten werden.

Adolf Ambergs „Hochzeitszug“ ist – ebenso wie das offizielle Hochzeitsge-

schenk für den preußischen Kronprinzen, das fertig „Kronprinzensilber“ – ein bildhauerisches Gesamtkunstwerk von herausragender Qualität. Das gilt für die künstlerische Inspiration ebenso wie für die Durcharbeitung im Detail.

Und noch etwas haben beide gemeinsam: Beide Zyklen sind trotz ihrer Einmaligkeit erstaunlicher Weise kaum bekannt. Das liegt nicht zuletzt an ihrem jeweils bewegten Schicksal: Das „Kronprinzensilber“ ist in die Wirren des Ersten und Zweiten Weltkriegs geraten und damit lange Zeit der Öffentlichkeit abhanden gekommen. Der „Hochzeitszug“ hat seine Bestimmung ja gar nicht erst erreicht und ist nur selten in öffentlichen oder privaten Sammlungen zu sehen, sogar selbst dort nicht immer ganz vollständig. Auf jeden Fall aber gehören beide Zyklen nicht zuletzt durch die deutliche Ab-sage an historisierende Traditionen bis heute zu den bedeutendsten bildhauerischen Werken ihrer Zeit. Der „Hochzeitszug“ von Adolf Amberg ist zweifelsohne ein Höhepunkt der Berliner KPM-Porzellanplastik, wenn nicht sogar der neueren Porzellanplastik überhaupt. ■

1) Vgl. zum Folgenden Irene von Treskow „Jugendstil-Porzellane der KPM“, München 1971, die Aufbau und kunsthistorische Bedeutung des Hochzeitszuges gültig gewürdigt hat.



Abb. 6: Afrikaner mit Waldhorn, „Hochzeitszug“, „Porzellan“, Bestandskatalog Bröhan-Museum

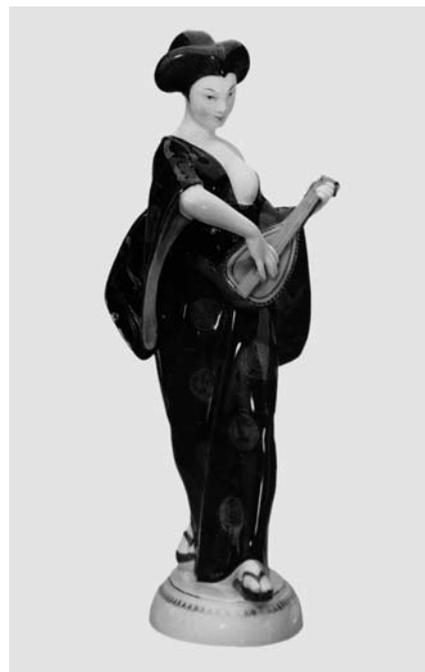


Abb. 7: Japanerin mit Mandoline, „Hochzeitszug“, „Porzellan“, Bestandskatalog Bröhan-Museum

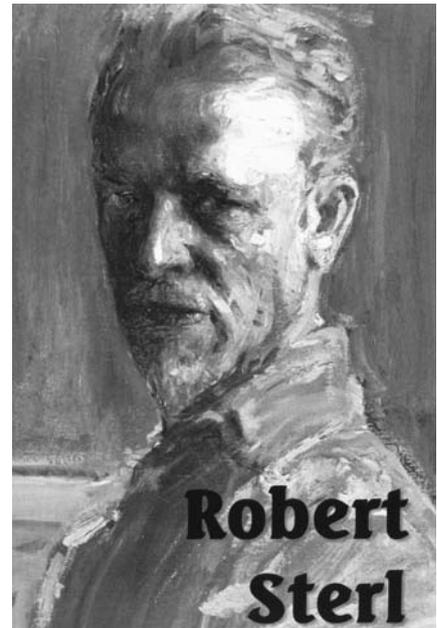


Abb. 8: Inderin mit Pfau und Afrikanerin mit Äffchen, „Hochzeitszug“, „Porzellan“, Bestandskatalog Bröhan-Museum

„Die Maler sind die Götter der Erde“ (Johann Wolfgang von Goethe)

Der Maler Robert Sterl und sein Wirken in Wittgenborn

Gerhard Jahn



Berichten möchte ich, wie mir als Laie vor einigen Jahren bei einer Reise nach Dresden und ins Elbsandsteingebirge Robert Sterl sozusagen „über den Weg lief“. Ich wusste zwar, dass er ein Maler war, der aus Dresden stammte und Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts zeitweilig in Wittgenborn lebte und arbeitete. Auch kannte ich oberflächlich einige Veröffentlichungen über den Künstler in der Schriftenreihe „Sammlungen zur Geschichte von Wächtersbach“, ohne mich aber je näher mit dem Thema befasst zu haben, denn – der eine oder andere

weiß es – mein eigentliches Interesse gilt völlig anderen Sachgebieten.

Zurück zu meiner Dresden-Reise: Die Basteibrücke im Elbsandsteingebirge ist eines der meistbesuchten Touristenziele Deutschlands (Abb. 2). Von einem nahegelegenen Hotel aus startete ich meine Erkundungen dieser wahrhaft grandiosen Landschaft, die uns auch als „Sächsische Schweiz“ bekannt ist. Eine meiner Wanderungen führte mich hinab zu der an der Elbe gelegenen kleinen Stadt Wehlen und ließ mich von einer Personenfähre zum Westufer bringen. Nach kurzem

Fußmarsch bergauf sorgte unerwartet ein Wegweiser dafür, mein bis dahin doch recht bescheidenes Wissen über Robert Sterl aus dem Gedächtnis zurück zu holen. Hier hatte man eine Straße nach ihm benannt, lädt auf einem weiteren Hinweisschild zu einem Besuch des „Sterl-Hauses“ ein und gibt kurze Auskunft über die so geehrte Person. Selbstverständlich wurde meine Wanderoute nun spontan geändert. Als Wächtersbacher hier gewesen und das Sterl-Haus nicht besucht zu haben, das war einfach nicht denkbar!

Nach nur wenigen Schritten bergauf erblickt man das gesuchte Haus, das der damals bereits 53 Jahre alte Professor Sterl und seine Frau Helene im Jahr 1919, also kurz nach dem 1. Weltkrieg erwarben und ihren seitherigen Wohnsitz in Dresden aufgaben. Das Sterl-Haus blieb bis heute praktisch unverändert. Seit 1980 wird es als Museum unter kunstwissenschaftlicher Leitung von der Sammelstiftung des Bezirks Dresden betrieben. An seiner Giebelseite ist ein Relief aus rotem Ton eingelassen. Es zeigt eine Bauernfamilie bei der Pause während der Erntearbeit. In Wittgenborn, in der Frühzeit seines Schaffens, hatte der Künstler dieses Motiv besonders gerne gemalt und gezeichnet.

Nach der Anmeldung führte mich eine der Museumsbetreuerinnen zunächst durch den weitläufigen parkähnlichen Garten des Anwesens und erläuterte dessen Entstehung vor nunmehr fast 100 Jahren. Die historische Aufnahme (Abb. 3) bietet einen Blick

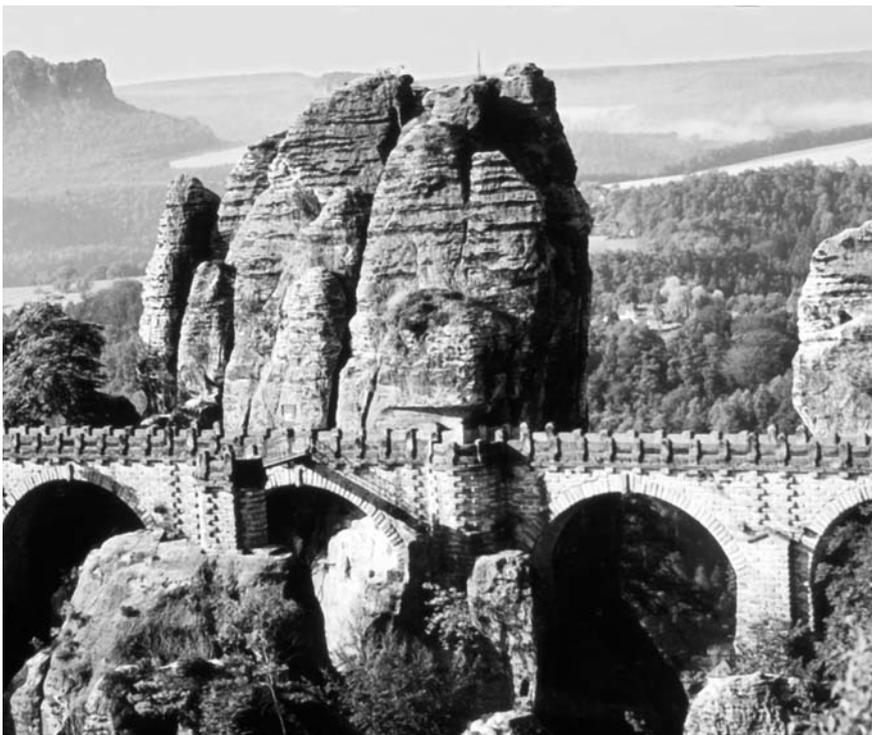


Abb. 2: Die Basteibrücke im Elbsandsteingebirge



Abb. 3



Abb. 4

vom Garten zum Haus, das aus Elbsandstein errichtet wurde und bis auf den hübschen Erker eigentlich recht einfach gestaltet ist. Die umfangreichste Baumaßnahme war später die Errichtung eines Ateliers (Abb. 4). Das große, nach Norden weisende Fenster sorgt für einen gleichmäßigen Einfall des Tageslichts. Der ungewöhnlich hohe Brüstungsansatz sollte jegliche Ablenkung bei der künstlerischen Arbeit fernhalten

Kurz vor Sterls Tod im Januar 1932 traf das Ehepaar Vorkehrungen zum Erhalt des Hauses und des Nachlasses. Das Foto (Abb. 5) stammt aus jener Zeit. Das kinderlos gebliebene Paar beschloss die Einrichtung einer Stiftung und verfügte, dass nach seinem Able-

ben ausgewählte Studenten der Dresdner Kunstakademie hier Arbeitsmöglichkeiten finden sollten. Zur gleichen Zeit stellten die Sterls den Antrag, ihre letzte Ruhestätte hier auf dem eigenen Grundstück errichten zu dürfen. In Würdigung des berühmten Künstlers und der großzügigen Stiftung erteilte der zuständige Pfarrer hierzu die Genehmigung. Unter Regie von Helene Sterl wurde die Grabgruftanlage 1937 vollendet. Umgeben von herrlichem Blumenschmuck schützt ein mächtiger Sandsteinblock mit den Lebensdaten der hier Ruhenden die Gruft und bewahrt die Erinnerung (Abb. 6). Helene Sterl überlebte ihren Gatten um 18 Jahre und starb 1950. Nun sorgt die von ihr 1937 eingestellte

Haushälterin Helene Landgraf für den Erhalt des Anwesens und für die Betreuung der Gäste des Künstlerverbandes. Schließlich wurde sie von der Stiftung übernommen und wohnte bis 1980 dort. Ab 1981 schließlich besteht das kleine, aber eindrucksvolle Museum.

Verfolgen wir nun den Lebensweg des Künstlers. Robert Hermann Sterl wurde am 23. Juni 1867 in Groß-Dobritz, heute Stadtteil Dresdens, geboren. Vater Friedrich Wilhelm verdiente den Lebensunterhalt als Steinmetz. Bereits in der Volksschule erkannte und förderte man das künstlerische Talent des Knaben und bereits mit 14 Jahren durfte er ein Studium an der Königlichen Akademie der bildenden Künste



Abb. 5



Abb. 6



Abb. 7



Abb. 8



Abb. 9

in Dresden aufnehmen. Obwohl er bald darauf als Meisterschüler in das bekannte Atelier Ferdinand Pauwels aufgenommen wurde und für hervorragende Zeichnungen das Ehrenzeugnis der Akademie erhielt, fühlte er sich hier nie so recht wohl und verließ diese im Jahre 1891. Die konventionellen Ausbildungsmethoden, die sich hauptsächlich an der Historienmalerei vergangener Zeiten orientierten und auch die von den Professoren ausgeübte straffe Zucht waren ihm zuwider. So schrieb er 1888 in einem Brief: „Alle Welt malt Madonnen und den üblichen Christusknaben – ich möchte wissen in der wie viel tausendsten Variation...“ und fährt an anderer Stelle fort: „...da schöpf ich mitten aus dem Leben, lieber als nur aus diesen Idealen der Kunst... – lieber tot als conventionell!“. Im Gegensatz zu seinen im Althergebrachten verharrenden und allem Neuen ablehnend gegenüberstehenden Lehrern verlangte Sterl nach realistischer, lebendiger Darstellung der Natur sowie der mit und in ihr lebenden Menschen. Nach 1888 fand er Anschluss an die Künstlergemeinschaft „Die Mappe“, wurde 1891 Mitglied des Kreises Goppelner Freilichtmaler und es begannen enge Freundschaften mit vielen Malerkollegen, wie z.B. Wilhelm Claudius und Carl Bantzer. Auf dem Foto (Abb. 7) aus dieser Zeit sehen wir den jungen Künstler bei der Arbeit. Eines seiner berühmtesten Gemälde jener Jahre und wichtiger Beleg für sein außerordentliches Talent ist das sehr sensible Werk „Knabe mit rotem Halstuch“

(Abb. 8). Durch Vermittlung seines Freundes Carl Bantzer, der in seiner hessischen Heimat die bekannte Künstlerkolonie Willingshausen mit Reformbestrebungen neu belebt hatte, kam der junge Maler 1892 in die Schwalm. Bantzer empfahl ihm aber bald darauf das im südlichen Vogelsberg gelegene Töpferdorf Wittgenborn. Diesen Ort und seine Umgebung hielt er für Sterls künstlerische Entwicklung und Vorlieben für wesentlich besser geeignet als ein Verweilen in dem mehr oder weniger vereinsmäßigen Miteinander der Willingshäuser Maler. Sterl folgte dieser Empfehlung und notierte in seinen Aufzeichnungen unter dem 21. Oktober 1893: „...angekommen in Wittgenborn.“ Zunächst wohnte er dort abwechselnd bei Privatleuten oder im Gasthaus, später dann zur Miete im sog. „Stübing-Haus“ (Abb. 9). Das leider nicht datierte historische Foto zeigt das Haus im Ortskern, dazu seine damaligen Bewohner.

Schon bald nach seiner Ankunft in Wittgenborn durchstreifte der Künstler die Felder, Wiesen und Wälder der Umgebung, suchte Kontakte mit der Bevölkerung, malte und zeichnete was er sah und erlebte. Hier war er glücklich, hier fand er das Gesuchte, eine reizvolle, abwechslungs- und kontrastreiche Landschaft; fasziniert beobachtete er Bauern, Hirten und Töpfer bei ihrer oft schweren Alltagsarbeit. Briefe an seine Freunde künden von seiner Begeisterung über das hier Vorgefundene. Er blieb bis Frühjahr 1894, besuchte zwischenzeitlich aber auch die Schwalm und begab sich auf ausge-

dehnte Wanderungen durch Hessen. 1896 verlobte sich der Künstler mit Helene Hedelt, die er zwei Jahre zuvor in Dresden kennen gelernt hatte. Ein Jahr später folgte die Hochzeit. Um wie bisher wirtschaftlich nicht nur von sporadischen Auftragsarbeiten und der Porträtmalerei abhängig zu sein, auch um der Ehe eine bessere finanzielle Basis zu schaffen, gründete Sterl in Dresden eine Malschule für Damen. In der an gebildeten und wohlhabenden Bürgern reichen Stadt, in der kulturelles Leben in hoher Blüte stand, entwickelte sich dieses Vorhaben erfolgreich, die finanzielle Situation festigte sich. Obwohl man nun zeitlich stark an Dresden gebunden war, verbrachte das Ehepaar über viele Jahre hinweg die Sommermonate in Wittgenborn, die Lehrtätigkeit beschränkte sich auf die Wintermonate. Die Liebe zur hiesigen Landschaft und ihrer Menschen, die seine Gattin teilte, führte schließlich im Juni 1900 zum Bau eines Hauses in Wittgenborn, das den künstlerischen Bedürfnissen entsprechend auch mit einem Atelier ausgestattet wurde. Das Grundstück am Ortsausgang in Richtung Waldensberg erwarb er vom Bauern Stübing, bei dem man lange Jahre gewohnt hatte. Von diesem Haus existiert leider nur ein undeutliches Foto (Abb. 10), eine Reproduktion von einer stark gealterten Glasplatte aus jener Zeit. Man sieht die Nordseite des Hauses mit den großen Fenstern und einem Dachaufsatz des Ateliers, wichtig für ausreichenden und ungestörten Einfall des Tageslichtes. Robert Sterl hat sein Anwesen auf einem Land-



Abb. 10

schaftsbild festgehalten (Abb. 11). Man erkennt links hinter hohen Bäumen das Haus mit Atelier. Seit den beiden Sterl-Ausstellungen 1992 und 2002 im Wächtersbacher Rathaus und den damit verbundenen Veröffentlichungen, ist dieses Gemälde das hier bei uns wohl bekannteste Werk des Meisters. Das Haus – lange Zeit im Ort noch als „Sterl-Häuschen“ bekannt, existiert nicht mehr; es wurde 1973 abgerissen und durch einen Neubau im Stil unserer Zeit ersetzt. Damit verschwand es auch allmählich aus dem Gedächtnis der Einwohner und mit ihm auch die Erinnerung an den berühmten Erbauer. Seit einiger Zeit erinnert an dieser Stelle eine vom Museum in Naundorf angefertigte Erläuterungstafel an den langjährigen Aufenthalt und das Wirken des bedeutenden Impressionisten in seinem geliebten Wittgenborn. Zu Ehren von Robert Sterl erhielt im Juni 2004 ein gegenüber in die Waldensberger Straße einmündender Weg seinen Namen, festgehalten auf einem Straßenschild; darunter eine Tafel mit kurz gefasster Erläuterung.

In Wittgenborn, wie auch auf seinen Reisen in Hessen, schuf Sterl Land-

schaftsimpressionen von erfrischender Wirklichkeit. Sie zählen zu seinen besten Leistungen auf diesem Gebiet. Ein Beispiel zeigt Abb. 12. Das Gemälde ist sicherlich am Weiherhof entstanden. Viel Aufmerksamkeit widmete der Meister den Wittgenborner Töpfern. In ihrem Buch „Hessische Töpferei in der Kunst“ schreiben Angelika und Karl Baeumerth hierzu:

„Robert Sterl hat wie kein anderer die Töpferei – und zwar die des hessischen Töpferortes Wittgenborn – mit den Mitteln der Kunst erfasst. Für etwa ein Jahrzehnt war die Töpferei sein zentrales künstlerisches Thema, das er nach allen Seiten und in allen Nuancen ausschöpfte. Sterl arbeitete sich in das ihm fremde Arbeitsgebiet mit großer Zähigkeit durch ungezählte Studien ein, wobei er Form und Funktion der Arbeitsgeräte mit der gleichen Neugierde beobachtete, wie die handwerkliche Tätigkeit der Töpfer und ihre Produkte“. Der größte Teil der zu diesem Thema entstandenen Skizzen, Zeichnungen und Gemälde haben sich erhalten und werden im Sterl-Haus in Naundorf aufbewahrt. Einige davon zeigen die folgenden Abbildungen. Entsprechende Reproduktionen finden sich auch im Wittgenborner Töpfereimuseum.

Sterl verfolgte den Produktionsablauf von der Tongewinnung in den dorfnahe Gruben bis hin zum fertigen Produkt. Mit einer Bleistiftzeichnung hat er die Arbeit in der Tongrube realistisch festgehalten (Abb. 13). Um an das begehrte Material zu gelangen, mussten enge, tiefe Löcher gegraben

werden. Es handelt sich um die sogenannte „Glockenschacht-Methode“, d.h. der enge Einstieg wurde nach unten hin glockenförmig erweitert, um möglichst viel Material aus einem Schacht zu erhalten. Hier sieht man, wie ein Arbeiter in der Grube dem am Rande sitzenden Kollegen einen Tonbrocken zuwirft. Links liegt die zum Ein- und Ausstieg nötige Leiter, rechts ist der bereits gewonnene Ton aufgestapelt. Das Gefäß neben der Leiter dient zum Ausschöpfen von Sickerwasser, die Bretter am Hang zum Abdecken des Loches nach Arbeitsende. Hinten links hocken zwei Arbeiter an einer Feuerstelle und bereiten ein karges Mittagmahl. Man sieht – nichts hat der Künstler übersehen! Diese Arbeit unten im Loch war sehr gefährlich und schlimme Unfälle daher nicht selten. Die Tusche-Zeichnung auf Karton (Abb. 14) bietet uns einen Blick in eine typische Wittgenborner Töpferwerkstatt mit einer Fülle von Informationen zum Arbeitsablauf. Der Meister formt auf der Scheibe den Rand einer Schüssel. Auf der Bank neben ihm sind vorbereitete Tonklöße zu sehen, rechts davon ein Gefäß mit Henkel, der sogenannte „Geschmitzkasten“. Er dient zum Abstreifen des überschüssigen Materials von den Händen und zu deren Befeuchtung. Davor stehen zwei fertig gedrehte Schüsseln auf dem Trockenbrett. Im Vordergrund bedient der Lehrling eine Glasurmühle. Mit einer Stange versetzt er den schweren Läuferstein in Drehbewegung. Dadurch wird auf der Unterlage Farbe oder Quarzsand zerrieben und das fertige Mahlgut fließt aus der Zotte



Abb. 11



Abb. 12



Abb. 13

durch ein Haarsieb in die darunter stehende große Schüssel. Eine solche Handmühle hat sich zum Glück erhalten und kann im Töpfereimuseum besichtigt werden.

Eine Vorstellung von der drangvollen Enge einer Töpferwerkstatt, die oft mit Küche und Wohnräumen eng verzahnt war, lässt Abb.15 erahnen. Der Meister arbeitet an der Scheibe, seine Frau schöpft Glasurflüssigkeit aus einer großen Schüssel und begießt damit ein darüber gehaltenes Tongefäß. Der rechte Fuß des Töpfers ruht auf einem mächtigen Holzblock vom anstrengenden Antrieb des Schwungrades aus. Dieses hält nach intensivem Treten die Arbeitsfläche noch für längere Zeit in Bewegung und ermöglicht daher solche kurzen Ruhepausen. Eine Petroleumlampe an der Decke beleuchtet das Ge-



Abb. 14

schehen; auf dem Trockenbrett rechts sind fertige Töpfchen aufgereiht. Die an der Luft vorgetrockneten Tongefäße werden anschließend gebrannt. Auch diesen Vorgang, die Arbeit am Brennofen, hat Sterl realistisch festgehalten (Abb. 16). Drei Personen sind damit beschäftigt, das auf den Trockenbrettern herbei transportierte Geschirr mit viel Geschick in das Gewölbe des Ofens einzusetzen. Vorratsgefäße und Töpfe werden unten eingebaut; darüber folgen Schüsseln und Teller. Es ist erfreulich, dass diese und viele weitere Zeichnungen Eingang in das im Ort entstandene Töpfereimuseum gefunden haben und mit Erzeugnissen der Wittgenborner Töpfer, Arbeitsgeräten und weiteren Exponaten an dieses traditionsreiche Handwerk erinnern, das über Jahrhunderte hinweg so vielen

Menschen die Existenz sicherte. Hierzu hat auch der „Töpferbrunnen“ vor dem Museum seinen Anteil. Er zeigt in stilisierter Form einen Töpfer bei der Arbeit. Die große Verbundenheit der Sterls mit Wittgenborn demonstriert der auf Abb. 17 gezeigte Topf. Wie die Inschrift zeigt, wurde er 1901 speziell Helene Sterl gewidmet und ist heute im Sterl-Museum ausgestellt.

Beleuchten wir nun den weiteren Lebensweg des Künstlers. Das Jahr 1904 brachte für ihn grundlegende Veränderungen. Am 1. Juni wurde er zunächst für ein Jahr zur Probe als Lehrer an der Dresdner Kunstakademie berufen und erhielt dort ein eigenes Atelier. Seine gut florierende Malschule für Damen hatte er kurz zuvor geschlossen und sich von den etwa 40 Schülerinnen



Abb. 15



Abb. 16



Abb. 17

verabschiedet. Im Februar 1905 befürwortete der akademische Rat dann die endgültige Einstellung Sterls mit einem Jahresgehalt von 3.000 Mark, verbunden mit der Eigenschaft als Staatsdiener. Wiederum ein Jahr später folgte die Ernennung zum Professor der Akademie. Dieser berufliche Aufstieg stärkte seine gesellschaftliche Position und festigte seinen Ruf als bedeutender Maler seiner Zeit. Erwähnenswert sind hier besonders Portrait-Aufträge von Mitgliedern der sächsischen Königsfamilie und Einladungen zu Empfängen bei Hofe. Mit der gut dotierten Anstellung an der Akademie entthob ihn nun auch eine Vielzahl entsprechender Aufträge von Industriellen, Staatsbeamten, Wissenschaftlern und Adeligen endgültig aller finanziellen Sorgen. Durch die Berufung an die Akademie war Sterl nun aber zeitlich sehr eingeeignet und weitestgehend an einen festen Arbeitsablauf gebunden. „Es war so, als ob ich gefangengenommen wäre“ – so schreibt er ahnungsvoll über seine Eindrücke bei der Ernennungsfeier an der Akademie an seine in Wittgenborn weilende Frau. So wurden ab dieser Zeit auch seine Aufenthalte hier bei uns immer kürzer und seltener. Frau Helene war aber nach wie vor gerne hier, besonders dann, wenn sie ihren Mann auf seinen nun zahlreich werdenden Reisen nicht begleiten konnte. Schließlich gab man sogar das Haus auf und es ging in den Besitz der Familie Eckert über.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, das Lebenswerk des



Abb. 18

Malers ausführlich darzustellen. Ich habe mich daher im Wesentlichen auf das beschränkt, was mit unserer Heimat in Verbindung steht und möchte abschließend nur noch kurz auf das Schaffen Robert Sterls in den Folgejahren eingehen. Ebenso berühmt wie seine künstlerische Dokumentation der Wittgenborner Töpferei sind seine Arbeiten über die Tätigkeit der Steinbrucharbeiter im Elbsandsteingebirge. In der Darstellung von Steinbrechern (Abb. 18), die einen riesigen Felsblock von der Wand abspalten, spürt der Betrachter förmlich die gewaltige Anstrengung der Menschen. Faszinierend auch die Komposition von Licht und Bewegung. Ein Kritiker schrieb damals beeindruckt: „Es sind Urbilder menschlicher Kraft, exaktest beobachtet...“.

Obwohl Sterl die Stille und Abgeschiedenheit in der freien Natur über alles liebte, war er doch ein unruhiger Geist, der immer wieder auf Reisen Abwechslung und künstlerische Inspiration suchte. Dabei lernte er viele bedeutende Persönlichkeiten kennen und knüpfte wichtige Freundschaften. Zu diesem Kreis zählten so berühmte Malerkollegen wie z. B. Lovis Corinth, Kokoschka, Paul Klee und Max Liebermann. Mehrere Reisen führten ihn ins Zarenreich, nach St. Petersburg und Moskau. Dabei entstanden zahlreiche Arbeiten von hohem künstlerischen Wert. Zu Sterls Freundeskreis zählten auch viele Musikschaffende, wie z. B. Rachmaninoff, Max Reger, und Igor Strawinsky. Der berühmte Dirigent Ernst von Schuch, langjähriger Or-

chesterchef in Dresden, gestattete Sterl, das Konzertgeschehen im Orchestergraben der Semperoper aus nächster Nähe zu verfolgen und auf Zeichnungen und Gemälden festzuhalten.

Kurz erwähnt sei noch seine Berufung durch den König, als Kriegsmaler im 1. Weltkrieg die Heldentaten sächsischer Soldaten zu dokumentieren. Doch die anfängliche allgemeine Kriegsbegeisterung, die auch ihn erfasst hatte, war allerdings nur von kurzer Dauer und wich bald dem Entsetzen über das an der Front Gesehene. Es war ihm zuwider, all die Grausamkeiten, mit denen er fortwährend konfrontiert wurde, bildlich zu verarbeiten. In den Jahren nach Kriegsende erlangte Robert Sterl den Höhepunkt seines künstlerischen und gesellschaftlichen Ansehens, das weit über Dresden hinaus reichte. So war er z. B. engagiertes Mitglied von Künstlervereinigungen in München und Wien, Vorstandsmitglied des Deutschen Künstlerbundes und der Akademie der Künste in Berlin.

Werfen wir abschließend noch einen Blick in das original erhaltene Atelier des Meisters im Museum in Naundorf/Struppen, in dem eine große Zahl seiner wichtigsten Gemälde aus allen Schaffensperioden ausgestellt sind (Abb. 19). Mein Lieblingsbild, Sterls „Klöppelschule in Jöhstadt“ darf ich abschließend ebenfalls noch vorstellen (Abb. 20). Das faszinierende Gemälde ist ein Glanzstück des Museums.

Im Jahre 1920 erkrankte Robert Sterl an einem schweren Darmleiden,



Abb. 19

das ihn nach mehreren Operationen in den Folgejahren weiterhin stark beeinträchtigte und schließlich auch zur Aufgabe seiner Akademietätigkeit zwang. Am 10. Januar 1932 verstarb er, der Meister und Vollender des deutschen Impressionismus, in seinem 65. Lebensjahr. Im kulturellen Leben seiner sächsischen Heimat ist Sterl stets präsent geblieben. Dagegen verblasste im Westen Deutschlands, besonders aber hier bei uns, relativ rasch die Erinnerung an ihn und sein langjähriges, bedeutendes Schaffen in seinem geliebten

Wittgenborn. Sicherlich hat der Krieg und die darauf folgende Teilung unseres Vaterlandes entscheidend dazu beigetragen. Durch Zufall entstanden aber ab 1989 neue Kontakte und es ist der große Verdienst des Wittgenborners Willi Löwer, der auf Anfragen aus dem Osten reagierte, sich in die Materie einarbeitete, auf Reisen nach Sachsen Kontakte knüpfte und die Ausstellungen im Wächtersbacher Rathaus mit organisierte. So schuf er die Grundlagen dafür, dass Robert Sterl nun endlich auch bei uns wieder die ihm gebührende Auf-

merksamkeit genießt und sein Andenken hoffentlich für lange Zeit bewahrt bleibt. Wie das alles zu Stande kam und sich positiv entwickelte, ist eine lange Geschichte, die hier aber leider nicht behandelt werden kann. Die Künstlerin Susanne Hanus, Trägerin der Robert-Sterl-Preises der Sammelstiftungen des Bezirks Dresden, schuf bei einem Besuch hier in Wittgenborn ein eindrucksvolles und lebensnahes Porträt von Willi Löwer (Abb. 21). Für seine Aktivitäten gebühren ihm unser aller Dank und Anerkennung! ■



Abb. 20



Abb. 21



Prof. Dr. Heinz Schilling bei seiner Danksagung anlässlich der Verleihung des Kulturpreises des Main-Kinzig-Kreises am 8. November 2010 im Main-Kinzig-Forum in Gelnhausen
Foto: Winfried Eberhard

Chancen und Risiken regionaler Geschichtsforschung

Prof. Dr. Heinz Schilling

Vortrag gehalten auf der Frühjahrstagung der Heimat- und Geschichtsvereine im Main Kinzig-Kreis 2010, Gelnhausen, 24. April 2010.

Unter „regionaler Geschichtsforschung“ verstehe ich historische Forschung *in der* Region sowie: Forschung *zur* Region. In einer Einrichtung wie dem „Zentrum für Regionalgeschichte“ (ZfR) des Main-Kinzig-Kreises – münden die zwei Bedeutungen in ein Konzept: Regionalgeschichte als Korrespondenz von Raum und Epochalität. Vielleicht, um aus den – immer noch gefühlten – drei Landkreisen kulturell eine Region zu machen. Was Heimat- und Geschichtsvereine tun und woran

das Zentrum für Regionalgeschichte (mit seiner – traditionell lokal bestückten – Bibliothek und auch eigenen Publikationen mit zunehmend regionalem Blick) seinen Anteil hat ist die Organisation eines überörtlichen Diskurses. Herausragend das interdisziplinäre, grenzüberschreitende bayrisch-hessische Spessart-Projekt vor 15 Jahren.

Es ist sinnvoll, diesen synthetisierten Verwaltungsbezirk MKK als Region und als mehr zu verfassen denn als

administrative Einheit zur Organisation der Daseinsvorsorge.

Ich verstehe forschen, Wissen austauschen, vergleichen und diskutieren als kulturellen Prozess. Region *ist* nicht – sie *wird*. Und so verstanden sollte Region mehr werden als eine Kategorie der Raumordnung. Dann kann aus Region Heimat werden.

Gehen wir in Gedanken nach Chicago, lange Zeit Welthauptstadt der Migration. Dort hat man vor hundert Jahren erstmals eine wissenschaftliche

Enquête bei Einwanderern aus Polen durchgeführt, denen im Gespräch mit den Forschern aufging, dass sie Polen waren, nachdem sie nicht mehr in Polen waren.¹ Außerhalb ihrer angestammten Heimat wurde ihnen das deutlich, was man kollektive Identität nennt. Kennzeichnend war, was man mitbrachte an Sprache, Geschichte, Traditionen, Denkweisen, Gefühlswerten, Alltagspraxis. Was man ohne Nachdenken in und an sich hatte: seine Kultur. Eine eigene Kultur. Sie wird erkennbar im Vergleich mit der Kultur von anderen.

Es muss nicht der ganz harte Schnitt einer Migration sein, um dahinter zu kommen, wer man selbst ist, sondern das Gewährwerden eines anderen Kontexts überhaupt: Vielleicht wurde nach 1974 manchem zwischen Dörnigheim und Elm bewusst, wer und was man war, als es auch den eigenen Landkreis nicht mehr gab – aufgegangen in einem größeren territorialen Kontext. Vielleicht gerade dann.

Ein lohnendes Thema historischer Regionalforschung wäre sicher die Neuzentrierung des Main-Kinzig-Kreises vor nunmehr fünf Jahren in Gelnhausen, dem „geborenen Mittelpunkt“ des Raums. Welche alltagsweltliche Relevanz hat es, wenn gesagt wird, dass hier – in Gelnhausen – „die Seele“ der Region schlägt? Und welche historische Tiefe klingt in einem anderen Interview an, das endlich sei die „Rehabilitierung der Provinz“?²

Seit den 1970er Jahren sind in der Bundesrepublik nicht wenige Heimatsvereine und Geschichtsinitiativen neu entstanden; auch als Reaktion auf die Gebietsreform. Als hochemotionaler Widerstand brachen mancherorts Karnevalsvereine und Fastnachtsumzüge auf, wo es das zuvor nie gab. Alles nur lustig?

Spaß hat seinen ersten Kern. Beispielsweise historisch gepflegte Verletzungen der identitätsstiftenden Gruppe. Auch so etwas hat seine *Longue durée*, ob es nun als Gedenkstein gemeißelt³ oder in Familien vererbt wird, als Gedächtnis generationenweise weitergegeben.⁴ Aber ist das heute wirklich noch so?

Ich bin kein Historiker, gehe jedoch – als Kulturanthropologe und Ethnologe – mit zunehmendem Gewinn auch der Frage nach, wie Menschen mit Geschichte leben.

Warum *benötigt* der Mensch Geschichte und wozu *benutzt* er sie? Eine Antwort lautet seit Cicero: *Historia magistrae vitae est.*⁵ Ich lese den Satz allerdings von der Notwendigkeit des Menschen aus, sich als mobiler biologischer Organismus im Raum sowie als reflektionsfähiges Wesen in der Zeit zu orientieren. Wenn man sagt, der Mensch ist ein geschichtliches Wesen, dann gehört dazu sein Vermögen, aus der Gegenwart zurück ins Gestrern und nach vorn ins Morgen blicken zu können. Reinhart Koselleck, der Historiker, hat eindrucksvoll beschrieben, dass und wie der Erfahrungsraum in den Erwartungshorizont verlängert wird.⁶ Womit nicht gesagt ist, dass Menschen aus Geschichte lernen *müssen*.

Erfahrung – die eigene wie auch die aus Quellen erschlossene, die mitgeteilte und überkommene – galt in traditionellen Kulturen als kognitive Instanz schlechthin. Erfahrung des Einzelnen war eingebettet in den Erfahrungsschatz der anderen, und dieser Wissensvorrat wiederum war im Einzelnen aufgehoben.⁷ Was bedeuten konnte, sich darüber keine Gedanken machen zu dürfen oder zu müssen, was die Alten mitteilten. Gemeinsam geteilter Sinn und lokale Erinnerung waren die Basis lokaler Identität; begründeten das örtliche Wir als Narrativ. Sagen und Mythen gaben Antwort: Wo kommen wir her, wie wurden wir, was wir sind?

Heute scheint das alles recht fragil, selbst die Bewohner einer Insel, lange Zeit Paradebeispiel für geschlossene intakte Gemeinschaften, buchstabieren das lokale Wir längst individuell, jeder auf seine Weise, wie es der Sozialanthropologe A.P. Cohen in seiner Ethnografie über die Shetlandinsel Whalsay beschrieb.⁸

Die Vorstellung von einer Einheitlichkeit des Ortes scheint „so was von gestern“.⁹ So wie die Lebenswelten und Lebenshintergünde selbst differieren, so wie statt der lokalen Wir-Gemeinschaft ko-existierende oder als global reklamierte Gemeinschaften das Bild prägen, so zerbröckelt die Verbindlichkeit von Geschichte. Aber sind wir denn nicht umgeben von Jubiläen, Gedenkfeiern, Event-Inszenierungen, Ritterspielen, History Channels, von Medienformaten, die Licht ins Dunkel bringen, Geheimnisse lüften, Mythen aufdecken, Rätsel „endlich“ lösen? Um-

ringt von einer Verguidoknoppisierung von Geschichte.

Andererseits: Nichts mehr ist eindeutig. Interpretationsvielfalt seit der Aufklärung. Von der Ablösung eines kategorischen „So war es“ durch Rankes deutungssoffenes „Wie es eigentlich gewesen“¹⁰ über die Auflösung eines historischen Kanons gemäß Foucault, Zeugen der Geschichte – etwa historische Bauwerke – allenfalls als ein Repertoire von Bedeutungsdispositiven – und Machtsymbolen – zu sehen.¹¹ Bis zur Faszination der Verbindlichkeit des Unverbindlichen, wie es Marc Augé als Ethnologe heute in der *Métro* wahrnimmt.¹² All dies rückt uns offenbar davon weg, Geschichte als Baumaterial für eine territoriale Identität in der Raumgröße von „Region“ zu sehen. Zumal wir fragen: Welche Region, wessen Region?

Region als identitätsstiftende Dimension wird in aktuellen Debatten kaum in Frage gestellt. Vor allem von denen nicht, die den Nutzen einer Region kalkulieren und damit etwas vorhaben. *Cuius definitio eius regio.*¹³ So hat ein Busunternehmer in ZünTERSbach etwas anderes mit „Region“ im Sinn¹⁴ als ein FAZ-Redakteur in Frankfurt¹⁵ oder ein General in Washington. *Cuius definitio eius regio.*

Ich selbst bin skeptisch gegenüber geplanten Regionen als Objekte politischen oder ökonomischen Designs und als verordnete Identitätsstifter. Deshalb habe ich mit einer Forschungsgruppe in zwei Landkreisen Hessens nach der Relevanz überörtlicher Raumkonstruktionen für den Menschen gefragt und Region auf der Ebene von Alltagspraxis untersucht.¹⁶ Ein Ergebnis war, dass in der individualisierten Gesellschaft Orte zunehmend an Identifikationspotential und Bindungskraft verlieren. „Die“ Region indes – als denkbare räumliche Nachfolgegröße – vermag diesen Verlust nicht auszugleichen. Stattdessen füllen voneinander verschiedene, persönliche Lebensräume – individuelle Heimaten – den überlokalen Raum.

Die konstruierte „Region“ reduziert sich auf Symbolfolien, die für die Alltagspraxis so gut wie irrelevant sind. Wohl eher über die privaten Raumbzüge der vielen Einzelnen kann ein Gemeinschaftsaspekt von Region, nämlich Zugehörigkeitsgefühl, Zusammenhalt und Unterscheidbarkeit entstehen.

Statt *einer* regionalen Identität entwickelt sich eine *Vielfalt* regionaler Identitäten.

Auf die Bitte an eine Interviewpartnerin in Salmünster um eine Landkarte ihrer Gegend aus dem Kopf, zeichnet sie etwas, was wie ein Tannenzweig aussieht; fehlt nur noch das Kerzchen. Meinen fragenden Blick quittiert sie mit: „Gell, da gucken Sie, was das ist? Das ist die Kreisliga vom Frauenfußball. Das da ist das Kinzigtal, und links und rechts dann die Orte, wo wir zu den Spielen samstags hinfahren.“

Was Region im Kopf bremsen sind die Distanzen auf den Landkarten: Ein Zitat aus Niederdorfelden: „Ich bin voll im Sog von Frankfurt, wir grenzen hier ja direkt an. Dreh ich mich um zum Main-Kinzig-Kreis, reicht mein Blick höchstens bis zur Ronneburg. Was kommt dann noch? Schlüchtern oder so was da hinten...“

Das illustriert, was Region im Alltag sein kann: Region ist Erfahrungslandschaft. Erfahrung über den Ort hinaus ist uns vertraut: Hier wohnen, da arbeiten, da einkaufen, da Freizeit verbringen. Es ist das Raummuster der mobilen Leistungs- und Konsumgesellschaft.

In dieser Matrix hat Geschichte keinen Platz. Ich schlage deshalb ein anderes Vorstellungsbild vor, das vom Menschen und seinen Bedürfnissen ausgeht, die ein ihm je gegebener Raum hinsichtlich Schutz und Sicherheit, Impuls und Anerkennung, Identität und Identifikation gewähren soll.

Menschen erwarten – bisher – von einem Ort oder einer Gegend,

1. dass dieser Raum Existenzsicherung und Schutz gewährt (ein Dach über dem Kopf, Arbeit, Bildung, Ausbildung, Mobilität ...);
2. dass man als Bürger bei politischen Entscheidungen mitwirken oder sie kontrollieren kann;
3. dass man Kontakt mit anderen haben kann (Leben ist auch Zusammenleben) und
4. dass man die Sprache, Zeichen, Symbole und Bedeutungen eines Raums lesen kann und selbst verstanden wird.

Und dazu gehört das Wissen über Vergangenes: Geschichte, Traditionen, Mentalitäten. Es geht um menschliche Bedürfnisse in ihrer existentiellen, politischen, sozialen und historisch-ästhetischen Dimension. Und die These lau-

tet: Je mehr Befriedigungsmöglichkeiten Menschen für sich in einem Raum erkennen, umso mehr identifizieren sie sich mit ihm und nehmen ihn emotional als etwas eigenes, als *Heimat* an.¹⁷ Man könnte sagen: Heimat ist dann auch eine emotionale Dimension von Region.

Und genau da knüpft meine Vorstellung von Regionalgeschichte an. Ein Ergebnis jenes Forschungsprojekts mit gut 200 mehrstündigen Interviews war die Dreiteilung der Gesamtheit aller Befragten gemäß ihrer Raumbezogenheiten. Für rund ein Drittel war der eigene Ort das Einundalles im Leben. Ebenso viele nannten einen überörtlichen Bezugsrahmen als vorrangig, in dem sie unterwegs sind – einen regionalen Lebensraum. Und der Rest hatte sich in die eigenen vier Wände zurückgezogen. Distanz zur Nahwelt, über 100 Satellitenkanäle mit dem Universum verbunden. Und zum Nachbarn kein Wort. Wir haben die alltagspraktischen und-emotionalen Bezogenheiten zum Raum drei Typen zugeordnet: Lokalpatrioten, regional Mobile und Eremiten.

Ganz verschieden wachsen örtliche Gesellschaften über sich hinaus, es entsteht so etwas wie eine regionale Gesellschaft mit Verkehrskreisen in überschaubaren Reichweiten. Sportvereine etwa sind eigentlich keine reinen Ortsvereine mehr, wenn ein Viertel der Nutzer aus der Umgebung kommt.

Diese Tendenzen deuten an: Nicht eine Ortsgeschichte wird relevant, sondern Ortsgeschichten, die die Ähnlichkeiten der Unterschiede von Orten sichtbar machen können. Deshalb kann man in einer vergleichenden Ortsgeschichtsforschung eine Chance sehen für eine neue Bedeutsamkeit von Geschichte in der Region. Die alten Treff- und Ortsmittelpunkte je von Hailer, Bad Orb, Bieber, Flörsbach, Biebergemünd und Niedergründau zum Thema im aktuellen Gelnhäuser Heimatjahrbuch zu machen ist ein Beispiel.¹⁸

Die Regionalzeitung bedient, wenn sie ihre Seiten Ort für Ort einteilt, alte Lesemuster. Man sucht vor allem den eigenen Wohnort, selten Berichte über Nachbargemeinden. Einzig die FAZ organisiert in unserer Gegend konsequent einen regionalen Blick. Ziehen wir den Fokus auf den massenmedialen Umgang mit regionaler Geschichte etwas weiter. Ich stelle das gute Beispiel

einer seriösen Handhabung regional-historischer Thematik voran. Der Bayerische Rundfunk widmet ihr einen erkennbaren Teil seines sog. Dritten Fernsehprogramms, indem er – ganz ohne Sensationszwang – entweder Ergebnisse lokal- und regionalgeschichtlicher Forschung aufgreift oder indem Filmemacher – darunter oftmals „Poeten mit der Kamera“ – historische Sachverhalte recherchieren und die Chance haben, sich Zeit zu lassen und akkurat zu arbeiten. Es entstehen Produktionen wie etwa die einstündigen „Lebenslinien“ oder Dokumentationen à la „Die letzten ihres Standes“, denen man die Anerkennung als zeithistorische Quelle oftmals heute schon voraussagen kann. Die BR-Sendungen haben etwas souverän Unaufgeregtes; die Wertigkeit der Thematik muss nicht legitimiert, Region als Korrespondenz von Landschaft, Mensch und Geschichte nicht begründet werden in einem Staatsgebilde, das sich auf 800 Jahre Existenz beruft und wo jüngere regionale Arrondierungen ihren historischen Eigensinn behalten dürfen. Der Sender, universell „Die Welt aus Bayern“ darstellend, strahlt außer Programm auch Selbstbewusstsein aus – inklusive Klamauf und Soap. Den Gesamteindruck aber bestimmen hochklassiger Journalismus und ein ohne Penetranz repressenfähiges Repertoire. Das Raumkonzept ist klar, bei aller Dominanz des Oberbayerischen haben die anderen historischen Regionen ihre mediale Präsenz.

Derlei identifikationsfähige Regionen hat Hessen nicht; die drei Landesteile – Nord-, Mittel-, Südhessen – sind administrative Gebilde, allenfalls das nicht-offizielle Rhein-Main-Gebiet hat einen Sitz in den Herzen. Während der HR seine Aufmerksamkeit einteilt in Frankfurt und Nicht-Frankfurt, bekommt er nicht Einzelregionen – etwa den Goldenen Grund, das Hinterland oder den Bergwinkel – in den Blick, sondern gleich das ganze Bundesland. Strukturell von Bezeichnungen wie Hessenfernsehen, Hessenquiz oder Hessenreporter ausgehend scheint der Programmauftrag die Synthetisierung eines Hessenbildes zu sein, ein Bild von Hessen und der Hessen, was historisch wie ethnisch einer überzeugenden Einheitlichkeit ermangelt. Ersetzt wird dies durch – nichts überprüfbares – Superlative wie die unglaublichesten,

die größten, die beliebtesten, schönsten, verblüffendsten, erstaunlichsten ... Fahrzeuge der Hessen, Jobs der Hessen, Sportler, Landgasthäuser, Sportmomente, Gebäude der Hessen. Im Wechsel mit Hessens schönsten Burgen, schönsten Gärten, schönsten Wäldern, den größten Hessen der Hessen und der Serie „Untergegangenes Hessen“, letztere vielleicht eine Art Hessevariante des Kinofilms „Der Untergang“ und historisch falsch, was den Titel betrifft.

Quotensteigerungsstrategisch gilt der HR als Vorreiter für die gesamte ARD: Zuschauer der „Dritten“ sind älter, mögen „keinen Information-Overload“, fühlen sich „durch zu hohe Komplexität“ abgeschreckt und bevorzugen „Infotainment und unterhaltsame Formen“. Deshalb sollen künftig abends vor 8 „nur wenige, telegene Experten anstelle von Fachidioten“ eingesetzt werden. So die Programmdesigner wörtlich in Richtung auf ein spezielles „Regionalboulevard-Format“.¹⁹

Was das für die Regionalgeschichte bedeutet?²⁰ Histörchen statt Historie. Geschichte, wie sie der BR derzeit noch versteht, ist im HR bereits durch Geschichten und Kurzweil ersetzt, der Forscher durch den animierenden Reporter. Ein Land als Panoptikum. Was Geschichte nie wirklich hervorgebracht hat – ein Hessenbewusstsein – gesellt es sich als nettes, heiteres Medienformat zu den anderen Unverbindlichkeiten des Fernsehens einer Spaßgesellschaft? Von „Bildungsauftrag“ ist im Rundfunkstaatsvertrag der öffentlich-rechtlichen Sender ja nicht mehr die Rede. Und den Begriff „Geschichte“ findet man im ganzen Sendungsauftrag von ARD und ZDF – ein einziges Mal unter 23.000 Worten.²¹

Das große Kapital regionaler Geschichtsforschung ist die Lokalgeschichte, und Regionalhistoriker werden im Grunde stets auch lokal forschen. Den Unterschied kann man im Genre der Thematik, in der räumlichen Dimensionierung des Blickfelds sowie in der Perspektive sehen: Nicht mehr was am Ort früher alles war, sondern eher: Ob es ein bestimmtes Phänomen an dem betreffenden Ort gab und Wirkung entfaltet ist das regionalhistorische Modell.

Hilfreich scheint da die Formel vom Ort als Objekt und als Paradigma der Forschung. Ort als Objekt – das zielt

auf einen konkret bestimmten Ort und die Zusammenschau seiner Vergangenheit, nicht zuletzt auf eine integrale Publikation der Gattung Ortsgeschichte. Ort als Paradigma meint hingegen, dass sich an einem gegebenen Ort die Vergangenheit einer Gesellschaft, einer Herrschaft, eines Staatesgebildes; die Tradition von Sachgütern; die Entwicklungslinien von Ideen und Mentalitäten; und auch Kontinuitäten und Brüche beispielhaft auffinden lassen: dass also auch ein kleiner Ort die große Geschichte und ihre Strukturen widerspiegelt.²²

In der Praxis tendiert dies zur regional organisierten Recherche. Ein nahes Beispiel sind die Untersuchungen von Martina Raskop, Edgar Thielemann, Peter Heckert und Monica Kingreen zum Thema Zwangsarbeit während des Nationalsozialismus im Bereich des heutigen Main-Kinzig-Kreises.²³ Hier haben wir Daten zu menschlichen Einzelschicksalen, Informationen über lokale Akteure – meist Nutznießer – an bestimmten Orten, die über die Gemeinsamkeit bestimmter Merkmale eine Region bilden, wie auch über die dezentrale Durchschlagskraft einer staatsideologischen Zentralstruktur. Die Studien widersprechen dem einstigen Generalisierungsmuster der NS-Aufarbeitung, das „Dritte Reich“ sei bloß eine Angelegenheit des fernen Berlin gewesen. Sowohl auf Forscher- wie auf Leserseite sehe ich hier einen Zugewinn an Wissen über die regionale Geschichte.

Der regionale Blick ist entweder für Einzelstudien von Anfang an perspektivisch angelegt oder er ist – publizistisch – das Ergebnis einer redaktionellen Gruppierung von Texten, die sich einem Themenkreis widmen, etwa im Mitteilungsblatt des ZfR und – ausführlicher – in seinen Sonderheften.

Die an der regionalen Geschichtsforschung – also örtlich in der Region und überörtlich am Thema Region – Beteiligten sind entweder hauptberuflich Archivare und Stadthistoriker oder – traditionellerweise – Bürger, die in Geschichts- und/oder Heimatvereinen sich engagieren – ehrenamtliche Arbeit leisten, was in einer immer heterogener werdenden Bevölkerung nicht so bekannt und zuweilen auch nicht wertgeschätzt ist. Ich denke, was so genannte „Hobby-Historiker“ tun (ich mag dieses Wort nicht) ist nicht nur

den Staub von Akten blasen oder sich durch Urkunden wühlen, wie es die Heimatzeitung flott formuliert, sondern es ist eine Form der Auseinandersetzung mit der örtlichen und damit oft auch eigenen Vergangenheit. Und nicht selten ist es auch ein Versuch der Klärung der eigenen Identität: Wer bin ich, indem ich hier dazugehöre?

In jüngster Zeit hat sich dieses Motiv verstetigt und es haben sich neue, spontanere Formen des Forschens entwickelt; oft sind es Neubürger, die herausbekommen wollen, wo sie gelandet sind, unzufrieden mit angetroffenen Festschriften oder Ortschroniken des Typs „So möchten wir gern gewesen sein“. Ich selbst habe vor 30 Jahren, gerade aus der Ferne in Kilianstädten zugezogen, an einer so genannten Spurensicherung mitgewirkt, das war eine Fotosammelaktion mit dem Ziel einer Ausstellung plus Katalog. Von 15 Mitmachern waren 12 – wie zufällig – ebenfalls neu am Ort. Mein persönlicher Gewinn war nicht so sehr ein Einblick in die dörfliche Vergangenheit als der Einblick in die Mentalität der Alteingesessenen bei meinem Versuch, Fotos aus den Schuhkartons loszuziehen.

Landauf landab Geschichtswerkstätten, Schulprojekte zum Thema NS-Zeit vor Ort, zur Industrialisierung, Arbeiterbewegung, Eisenbahn- oder Postgeschichte der Region, Geschichtsinitiativen nach der Idee „Grabe wo du stehst“. Übergeordnet ist das Bestreben, Erinnerung zu sichern. Neben amtlichen Dokumenten sind längst auch Zeitungen und Zeitzeugen als Quelle akzeptiert.

Was beim Zeitzeugeninterview ein Problem darstellt, nämlich die Frage der historischen Stichhaltigkeit von persönlich Erlebtem, scheint beim Erzählcafé insofern nicht gravierend, als hier Erinnerungen quasi als Diskussionsmasse auf den Tisch kommen; man vergleicht sofort private Erfahrungen miteinander und sucht den gemeinsamen Nenner: Was ist das Typische, Kennzeichnende, mit anderen Verbindende? Wer das beim Wächtersbacher Frauen-Erzählcafé einmal miterlebte, musste nicht den Eindruck haben, dass Inhalte geglättet werden, um ein kollektives Gedächtnis aus einem Guss zu konstruieren. Die Individualität der Zeitzeugenschaft bleibt erhalten, die Unterschiede des kollektives Gedächtnisses sind dessen gültige Facetten,

und aus dem „Wie es eigentlich gewesen ist“ wird ein „Wie es *auch* gewesen sein kann“.

Unbedingt zu erwähnen ist die programmatische Regionalforschung des „Archivs Frauenleben im Main-Kinzig-Kreis“, das nicht nur sammelt – Lebensberichte, Portraits von und über Frauen aus der Region, Tagebücher, Zeitungsausschnitte zu Frauenthemen, Tondokumente und Fotografien –, sondern mit aktuellen Recherchen auch neu schöpft und mit Ausstellungen und Büchern regionales Gedächtnis verfasst. Quasi in Selbstbeauftragung. Bei der ersten öffentlichen Lesung aus „Blauer Dunst und flinke Finger“ konnte ich unlängst in Hanau ein wissbegieriges Publikum in einem vollen Saal erleben – weit entfernt vom Boulevard Geschichte.

Für das Buch über Tabak und Zigarrenarbeiterinnen an Main und Kinzig haben sieben Autorinnen sechs Jahre lang recherchiert, geschrieben, diskutiert und – Substanz geschaffen: Jutta Degen-Peters, Barbara Hofmann, Renate Holzapfel, Barbara Kruse, Andrea Sandow, Rotraud Schäfer sowie Ilse Werder, die beeindruckend aktive wie längst hochgeehrte Begründerin des Frauenarchivs.²⁴

Das Schlimmste, was Heimat passieren kann, ist der Imperativ „Du hast deine Heimat zu lieben!“. Das sind die verordneten Gefühle, die in der Vergangenheit oft genug politisch missbraucht wurden.

Das Beste, was Heimat passieren kann ist, sich über sie zu ärgern. Das greift einen Gedanken des Schweizer Schriftstellers Peter Bichsel auf, man kann es als Angebot und Notwendigkeit einer demokratischen Gesellschaft sehen, wenn man Heimat nicht nur als Erfahrungsraum sieht, sondern auch als Region des Aushandelns von Werten: Wie solidarisch, beispielsweise, soll eine Region sein. Was regionale Geschichtsforschung tut, kann als Beitrag zur kulturellen Verfassung eines Raums gesehen werden, der das darstellt, was für mich einen aktiven Heimatbegriff ausmacht. Keine nette Heimat mit Goldrand, sondern eine Heimat der Auseinandersetzung. Regionalgeschichte, könnte man sagen, stellt Wissen bereit. Vom Wissen zum Bewusstsein. Zum Selbstbewusstsein wäre ein nächster Schritt; mit einem historisch fundierten Selbstbewusstsein könnte man mehr sagen als: der Main-Kinzig-Kreis

ist eine Gegend mit MKK am Auto. Wir hatten gesagt: Je mehr Befriedigungsmöglichkeiten ihrer existentiellen, politischen, sozialen und historisch-ästhetischen Bedürfnisse Menschen in einem gegebenen Raum sehen, umso mehr nehmen sie ihn als *Heimat* an. Das, was man Globalisierung nennt, bringt das allerdings massiv durcheinander.

Die Frage danach, was Heimat ist, wird in ihrer radikalsten Form heute von der Globalisierung gestellt. Gebeten darum, Globalisierung zu definieren, sage ich gern: Globalisierung ist, wenn sie in der Heimat ankommt.

Was meint das? Hier einige Antworten mit Blick auf unsere gesamte Gesellschaft:

1. Die Existenzbedingungen werden zunehmend unsicherer; alles kann überall produziert werden, wenn eine Fabrik in Bochum schließt sagen die Manager aus Finnland, die Leute könnten ja aus dem Ruhrgebiet nun nach Rumänien ziehen, dort Nokias zusammenbauen;
2. die politischen Entscheidungen über den Raum werden mehr und mehr zentral gesteuert, die Autonomie der Kommunen geht gegen null, Politikverdrossenheit geht tendenziell über in Politikerverachtung;
3. das Zusammenleben der Menschen wird singularer und virtueller. Die bisherigen Kriterien für Gemeinschaft – Zugehörigkeit, tatsächliches Zusammensein, Ähnlichkeit der Bedeutungen – werden brüchiger, zugleich passieren universelle Inszenierungen von Gemeinschaftlichkeit – Stichwort: Facebook, Myface, Myspace – oder ichbezogen (iPod, iTunes) frei von Bindung. Frei von Verantwortlichkeit und tatsächlicher Zuständigkeit des Handelnden sind auch temporäre Gemeinschaften etwa beim Public Viewing und Trauern nach Katastrophen;
4. die Welt wird kulturell standardisiert durch Powerpoint, Formatierung der Medien, Boulevardisierung des Journalismus, Trivialisierung des Lokalen; Erlebnis wird durch Ereignis ersetzt.

Aus meiner Sicht am gravierendsten ist allerdings eine Bedeutungsverchiebung zwischen Raum und Zeit. Gewinnerin ist die Zeit, Zeit nicht aber als historische Dauer, sondern als ökonomisches Tempo. Auf der anderen

Seite steht der Wertverlust des Orts. Gerade untersuche ich mit einer Forschergruppe Auswirkungen des Endes alter Industrien, Fabriken, Traditionsunternehmen, deren 150 Jahre alte Geschichte Teil der Lokal- und Regionalgeschichte ist. Die Untersuchungsregion ist nun keine, die wirtschaftlich verödet, wo Menschen aus schrumpfenden Städten abwandern. Im Gegenteil, wir forschen an der Bergstraße und somit in einer höchst vitalen Gegend, wo sich innovative Wirtschaftszweige neu ansiedeln. Für die neuen Unternehmer aber sind die Orte nur noch Standorte, ausgewählt nach Autobahnen und Airportnähe. Selten Orte, wo man sich persönlich erdet.²⁵

Es gibt auch in der Wissenschaft eine „Vernachlässigung und Entwertung von Orten und territorialen Vergesellschaftungsformen“. Dies kritisiert der Darmstädter Soziologe Helmut Berking und sagt, dass die Macht des Lokalen nicht an Bedeutung verliert, sondern beträchtliche Auswirkungen auf das Globale hat.²⁶

Ich würde sagen: haben *kann*. Und warum? Weil Heimat ihren Eigensinn bewahren und der heranbrandenden Globalisierung etwas entgegensetzen kann – beispielsweise eine eigene Geschichte.

Und was der amerikanische Soziologe und Kulturphilosoph Richard Sennett schreibt soll abschließend an Globalisierung als ein primär ökonomisches Phänomen erinnern:

„Eine der unbeabsichtigten Folgen des modernen Kapitalismus“, so Sennett, „ist die Stärkung des Ortes, die Sehnsucht der Menschen nach der Verwurzelung in einer Gemeinde. All die emotionalen Bedingungen modernen Arbeitens beleben und verstärken diese Sehnsucht: die Ungewissheiten der Flexibilität; das Fehlen von Vertrauen und Verpflichtung; die Oberflächlichkeit des Teamworks; und vor allem die allgegenwärtige Drohung, ins Nichts zu fallen, nichts *aus sich machen zu können*, das Scheitern daran, durch Arbeit eine Identität zu erlangen. All diese Bedingungen treiben die Menschen dazu, woanders nach Bindung und Tiefe zu suchen.“²⁷

Dieses „Woanders“ für ein gemeinschaftliches Wir sehe ich derzeit auch in der Region, der aus der Planungswelt heraus politisch propagierten, gesetzlich definierten Raumdimension

der technischen Modernisierung. Diese Art Region ist als emotionale Größe – als Gefühl, dem man angehören möchte – in den Menschen nie angekommen. Und dennoch könnte „Region“ so etwas sein wie ein Puffer zwischen Heimat und Globalisierung.

Regionale Geschichte sehe ich als Substanz, mit der sich – gerade weil sie selbst erarbeitet wurde – Forscher in einer Region identifizieren. Mit regionaler Geschichte als Vorrat an Wissen und Bedeutung können regionale Bürger der globalisierenden Gleichmacherei so etwas wie Eigensinn entgegensetzen. Und das ist wohl eine große Chance regionaler Geschichtsforschung. ■



Landrat Erich Pipa, Prof. Dr. Heinz Schilling und Landtagsabgeordneter Aloys Lenz bei der Übergabe des Kulturpreises 2010
Foto: Winfried Eberhard

Anmerkungen

¹ Thomas, William Isaac und Florian Znanieci: *The Polish Peasant In Europe an America*, 2 Bde., Boston [1918–1920]; s.a. Rolf Lindner: *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*. Frankfurt 1990, S. 179 ff.

² Heinz Schilling: *Feldtagebuch 1995*

³ Renate Holzapfel: *Rückzug und Vernetzung. Erneuerter Eigensinn 25 Jahre nach der Gebietsreform?* In: Heinz Schilling und Beatrice Ploch (Hg.): *Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft*. Frankfurt 1995, S. 441–468; s. insbes. Das Foto auf S. 446, „Gedenkstein erinnert in Linsengericht an ‚freiwilligen‘ Zusammenschluß“)

⁴ Maurice Halbwachs: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Berlin u. a. 1966; ders.: *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart 1967 u. ö.

⁵ Cicero: *De Oratore II,9*

⁶ Reinhart Koselleck: *Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte*, in: ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt 1989, S. 38–66

⁷ „Aufheben“ hat mehrere Bedeutungen. Man kann hier sowohl den Wortsinn „(etwas) bewahren“ als auch „(etwas) außer Kraft setzen, (eine Gültigkeit) annullieren“ nahezu gegenläufig assoziieren.

⁸ Anthony P. Cohen: *Whalsay. Symbol, segment and boundary in a Shetland island community*. Manchester 1987

⁹ Dass etwas „so was von gestern“ sei, ist eine von jüngeren Zeitgenossen gebrauchte Redewendung, geeignet offenbar, um die eigene Jetztzeitigkeit von allem Vergangenen – „gestern“ als Synonym – zu distanzieren

¹⁰ Franz Leopold von Ranke: *Sämtliche Werke*, Bd. 33/34, Leipzig 1885, S. 7

¹¹ Michel Foucault: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin 1978 u. ö.

¹² Marc Augé: *Ein Ethnologe in der Metro*. Frankfurt 1988

¹³ Heinz Schilling: *Region zwischen Konstruktion, Interpretation und Manipulation oder: Cuius definitio, eius regio als mediales Konzept*. In: Ronald Lutz (Hg.): *Die Region der Kultur*. Münster i.W. 1998, S. 49–62

¹⁴ Heinz Schilling und Peter Klös: *Wo kommen wir da hin? Straßen an Hessens Grenze. Ein Radiofeature*. In: dies.: *Peripherie. Lokale Identitäten und räumliche Orientierungen an der Grenze*. Frankfurt 2000, S. 315–334

¹⁵ Heinz Schilling: *Region im Kopf. Das Rhein-Main-Gebiet als Heimat für F.A.Z.-Leser*. In Dieter Harmening u.a. (Hg.): *Volkskultur – Geschichte – Region. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag*. Würzburg 1990, S. 597–617

¹⁶ Das Forschungsprojekt zum Thema Region wurde zwischen 1992 und 1995 im Main-Kinzig-Kreis und im Vogelsbergkreis durchgeführt. Die Ergebnisse sind umfangreich dokumentiert in Heinz Schilling und Beatrice Ploch (Hg.): *Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft*. Frankfurt 1995

¹⁷ Dies ist eine zentrale These des kulturökologischen Raumorientierungsmodells von Ina Maria Greverus, das richtungweisend wurde für eine anthropologische Mensch-Raum-Diskussion in Deutschland. S. Ina-Maria Greverus, *Kultur und Alltagswelt*, München 1978, S. 275 f.; dies.: *Region zwischen Planung und Protest*. In: Ina-Maria Greverus und Erika Haindl (Hg.): *Ökologie – Provinz – Regionalismus*. Frankfurt 1984; dies.: *Menschen und Räume. Vom interpretativen Umgang mit einem kulturökologischen Raumorientierungsmodell*. In: Ina-Maria Greverus, Johannes Moser u.a. (Hg.): *Kulturtexte*. Frankfurt 1994, S. 87–111; dies.: *Die Anderen und Ich. Vom Sich Erkennen, Erkant- und Anerkanntwerden*. *Kulturanthropologische Texte*. Darmstadt 1995

¹⁸ Jürgen Ackermann, Gerhard Blumenröder u. a. (Red.)/*Kreisausschuss des Main-Kinzig-Kreises (Hg.): Gelnhäuser Heimatjahrbuch 2010 [Zwischen Vogelsberg und Spessart]*

¹⁹ Markus Brauck: *Hessens schönste Quoten*. In: *Der Spiegel* 04/2010, S. 136–138

²⁰ Die Frage klingt in dieser Stelle rhetorisch und richtet sich im Grunde genommen an den vor Ort Forschenden. Wer fühlt sich als Heimatforscher nicht nur wahrgenommen vom „großen“ Medium, sondern auch anerkannt, wenn „das Fernsehen“ aus der Metropole anrückt mit Kameramann, Tonmann, Reporter und Assistentin? Und muss dann erleben, was aus seinen tagelangen Vorberei-

tungen und seinen wohlüberlegten Gedanken geworden ist, wenn der Film (oder Schnipsel davon) dann ausgestrahlt wird. Fernsehen – wenn es vorwiegend auf Action orientiert ist – ist auf Bebilderung von Information aus, nicht auf die Information selbst. Zudem scheint es seit einiger Zeit mehr und mehr Journalisten des Typus „Begierig auf alles Neue, Interesse an nichts“ zu geben. Ein Gegenentwurf, denke ich, zum beharrlichen, vorsichtig-bedacht-samen Heimatforscher, der sich nicht in Konkurrenz mit Kollegen befindet. Ein Thema, das wohl einer ernsthaften Medienanalyse wert wäre.

²¹ Textgrundlage: http://www.telemedicus.info/uploads/Dokumente/RStV_13-RAeStV_hervorgehoben_Lesefassung.pdf [23.04.2010]

²² Zur Objekt-Paradigma-Formel: Conrad M. Arensberg: *Die Gemeinde als Objekt und als Paradigma*. In: René König und Heinz Maus (Hg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung*. Stuttgart 1962 [u. ö.], S. 498–521

²³ Zentrum für Regionalgeschichte. *Mitteilungsblatt* 28. Jg./2003. Sonderheft: *Zwangsarbeit während des Nationalsozialismus im Bereich des heutigen Main-Kinzig-Kreises*. Darin: Martina Raskop: *Zwangsarbeit im Main-Kinzig-Kreis* (S. 1–50); Edgar Thielemann: *Industrie, Gewerbe, Handwerk und bürgerliche Haushalte – viele nutzten die Arbeitskraft der „Fremdarbeiter“ in Hanau* (S. 51–60); Peter Heckert: *Zwangsarbeiter/innen und Kriegsgefangene in Maintal* (S. 61–75); Monica Kingreen: *Der Einsatz von Zwangsarbeitern während der NS-Zeit in den Ortsteilen von Nidderau – ein erster Einblick* (S. 76–93)

²⁴ *Blauer Dunst und flinke Finger: Der Tabak und die Zigarrenarbeiterinnen an Main und Kinzig*. Hanau 2010

²⁵ *Projekt: Regionales Heimatbild und Globalisierung. Start: 2009. Untersuchungsgebiet: Südhessen. Erste Forschungsergebnisse sind für 2011 geplant*

²⁶ Helmuth Berking: *Raumtheoretische Paradoxien im Globalisierungsdiskurs*, in: ders. (Hg.): *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*. Frankfurt und New York 2006, S. 7–22

²⁷ Richard Sennett: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin 1998 [u. ö.], S. 189 f.

Schloss Frankenberg

Detail aus dem Stammbaum
der von Hutten zu Anfang
des 18. Jahrhunderts

Foto: Elmar Hahn Studios



Die unbekannte Dame auf Schloss Frankenberg

Ist Elisabeth Juliana Martha Christina Charlotta Voit von Salzburg, geborene von Hutten (1708–1784), die unbekannte Dame auf Schloß Frankenberg?

Dr. Georg-Wilhelm Hanna

Das Schloss Frankenberg liegt unweit der Gemeinde Weigenheim am südlichen Steigerwald und war einstmals huttischer Besitz. Nach dem Tod des Ritterhauptmanns Johann Philipp Friedrich von Hutten erhielt 1786 Ludwig Carl Freiherr von Pöllnitz (1724–1801) gemäß Erbauseinandersetzungen und einem Vergleich das markgräflich-preußische Lehen. Bis 1971 hatte die Familie von Pöllnitz dort ihren Wohnsitz.

Durch Erbfolge gelangte es an Carl Freiherr von Lerchenfeld, der Schloss, Wirtschaftshof und Ländereien am 29. Februar 2008 an den Diplom-Kaufmann Roland Belz, Schloss Kühlenfels bei Pottenstein, veräußerte. Der Investor will die Anlage grundlegend sanieren und die fast 500 Jahre alte Hauptburg durch Umnutzung zu einem exklusiven Hotel ausbauen.

Durch die planende Architektin Irmgard Ochs veranlasst, erfolgte nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten eine Bau- und Bestandsaufnahme, die gedruckt und reich bebildert den Ist-Zustand der historischen Mauern wiedergibt.¹



Abb. 2: Unbekannte Dame
Foto: Bernd Marr

Dank umfangreicher Archivarbeit, aber auch durch akribische Detailuntersuchungen an Wänden, Türen und Fenstern konnten überraschende Erkenntnisse gewonnen werden, die die einzelnen Bauphasen und kunstgeschichtliche Schaffensperioden widerspiegeln.

Weiterhin zählt zu der noch vorhandenen Erstausrüstung von Schloss Frankenberg das Porträt einer „unbekannten Dame“ mit Witwenschleier und Muff (Abb. 1). Das Gemälde hat ein bisher unbekannter Künstler um 1750 auf Leinwand als Supraportenbild geschaffen. Es befindet sich im Kabinett des westlichen Appartements.²

Dabei kann es sich nicht um Johann Philipp Friedrich von Huttens erste Frau Gottlieba Katharina von der Gröben (Abb. 4), gehandelt haben, die er 1741 geheiratet hatte und die wenige Monate später als 30jährige im Dezember 1741 starb. Einem Vergleich mit der unbekanntenen Dame hält ihr Abbild nicht stand.

Auch seine 1722 geborene zweite Frau Maria Anna Benigna, geborene Freiin Rüdts von Collenberg zu Bödighheim (Abb. 5), die er 1756 ehelichte, scheidet aufgrund mangelnder Ähnlichkeit aus.³

U.E. handelt es sich um Huttens Schwester Elisabeth Juliana Martha Christina Charlotta. 20jährig hatte sie 1728 Friedrich Karl Freiherr Voit von Salzburg geheiratet und war 1740 –



Abb. 1: Unbekannte Dame
Foto: Bernd Marr

also vor Entstehungszeit des Bildes – bereits Witwe.

Die Gegenüberstellung der Abbildungen 1 und 3 zeigt sehr viele Ähnlichkeitsmerkmale im Bereich der Nasen- und Augenpartie und legt ohne weiteres die Vermutung nahe, dass es sich um Geschwister handelt.

Hinzu kommt, dass Johann Philipp Friedrich von Hutten seine Schwester zur Erbin der Eigengüter machte. Der Witwer lebte in jener Zeit in Ansbach. Seine umfangreichen Besitzungen in Frankenberg und Birkenfeld hatten Verwalter zu besorgen. Es ist durchaus denkbar, dass seine Schwester die örtliche Herrschaft beaufsichtigte und ihren Bruder auf diese Art und Weise tatkräftig unterstützte.

Elisabeth Juliana Martha Christina Charlotta von Hutten wurde am 19. Juli 1708 geboren und am 20. Juli getauft. Am 20. August 1728 ging sie mit dem am 1. Juli 1698 in Ostheim vor der Rhön geborenen und am 8. Juli 1740 auf dem Rhein bei Boppard an den Folgen eines Schlaganfalls gestorbenen und in der Familiengruft der Stadtkirche St. Johannis in Offenheim beigesetzten Friedrich Karl Voit Freiherr von und zu Salzburg⁴, Herr auf Eichenhausen, Burglauer und Dürrnhof, die Ehe ein. So geschehen ganz im Sinne der Standes- und Gesellschaftskreise der fränkischen Ritterschaft. Ihr Ehemann

hatte sich besonders als welterfahrener Prinzenenerzieher und geschätzter Gesellschaftler ausgezeichnet, der über weitreichende Verbindungen verfügte. Er hatte vom 13. bis zum 18. Lebensjahr die Fürstenschule in Coburg besucht, was ihm anschließend ein Studium an den Hochschulen in Jena und Leipzig ermöglichte. Bereits 1715 zum markgräflich-ansbachischen Fähnrich ernannt, beendete er seine Studien 1718 mit einer juristischen Disputation. Zusammen mit seinem Bruder begab er sich für zwei Jahre auf die Kavaliersreise, die ihn besonders nach Frankreich führte. Seit 1720 Hofmeister der Söhne des Herzogs Ernst Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, vertauschte er den brandenburgischen Leutnantsrang mit dem Titel eines sächsischen Kammerjunkers, Regierungs- und Konsistorialassessors, 1721 Wirklichen Regierungsrats und 1722 Hofrats. Als Hofmeister und Reisebegleiter stand er seit 1724 in sachsen-gothaischen und seit 1727 in brandenburg-bayreuthischen Diensten. Man ließ ihn als Brautwerber nach Berlin reisen und die kulmbachische Oberhofmeisterstelle bei der Erbprinzessin übernehmen. Er war auch Landeshauptmann in Hof, Oberamtmann in Lichtenberg, Thierbach und Lauenstein und Johanniter-Ordensritter, Gesandter der Fränkischen Kreisversammlung



Geviertes Wappen des Friedrich Karl Freiherr Voit von Salzburg: im ersten und vierten Feld das Wappen des Johanniter-Ordens (in Weiß ein schwarzes Tatzenkreuz), im zweiten und dritten Feld das Familienwappen (in Weiß ein schwarzer Zickzackbalken)

Aus: Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg, Trauercarina

sowie seit 1736 kaiserlicher Kreis-kriegsrat. 1731 wurde er als Ritter des Johanniter-Ordens aufgenommen. Als designierter Komtur von Lagow und Niemerow war er berechtigt, das Ordenskreuz im persönlichen Wappen zu führen.⁵



Abb. 3: Ritterhauptmann Johann Philipp Friedrich von Hutten, Detail nach dem Porträt Schloss Birkenfeld, um 1775
Foto: Ulrich Pfeuffer

Die Freiherren von Rußwurm und die von Hutten waren im Jahr 1716 von Herzog Ernst Friedrich mit dem Schloss in Dippach belehnt worden. Ernst von Rußwurm verkaufte 1725 seinen Anteil wieder an die Familie von Hutten, worauf der Herzog 1727 die Belehnung erneuerte und Elisabeth Juliana Martha Christina Charlotta Voit von Salzburg den Besitz in Dippach als Tochterlehen erhielt.⁶ Sie starb am 6. Januar 1784 in Erlangen.⁷ Sieben Töchter hatte sie geboren, wovon vier im

Kindesalter starben. In Erinnerung und aus nachbarschaftlichen Gründen mag man auf dem Frankenberg das Bild dieser Ahnfrau „in hiesiger neuen Stuben zum künftigen Herrschafft. Logie“⁸ aufbewahrt haben, denn die Voit von Salzburgische Tochter Friederike Sophia Wilhelmine (1732–1783) war mit Nikolaus von Fitzgerald (1721–1807) verheiratet. Die aus dieser Ehe hervorgegangene Tochter Friederike Juliane Marianne (1768–1840) wiederum hatte Karl Ludwig Georg Freiherr von Wöllwarth-Lauterburg (+1832) ge-

heiratet. Friedrich Ludwig Wilhelm Nikolaus Freiherr von Wöllwarth-Lauterburgs (1787–1853) einzige Tochter Julie von Wöllwarth-Lauterburg (1819–1883) hat 1841 in Birkenfeld mit Franz Karl Rudolf Graf von Ortenburg zu Tam-bach (1811–1876) die Ehe geschlossen.



Abb. 4: Huttens erste Frau Gottlieba Katharina, geb. von der Gröben. Detail nach dem Porträt Schloß Birkenfeld, um 1775
Foto: Ulrich Pfeuffer



Abb. 5: Huttens zweite Frau Maria Anna Benigna, geb. Freiin Rüdts von Collenberg zu Bödighheim. Detail nach Conrad Geiger, Städtische Sammlungen Schweinfurt
Foto: Georg-Wilhelm Hanna

Nun wäre es wünschenswert, wenn sich beispielsweise im Besitz der Grafen von Ortenburg zu Tambach ein vergleichsweise ähnliches Abbild der Elisabeth Juliana Martha Christina Charlotta Freifrau Voit von Salzburg befände, damit sich diese These als folgerichtig erweisen könnte, doch leider ist dies nicht der Fall.

Meine Schlussfolgerung, dass es sich bei der unbekanntten Dame um die Schwester des letzten von Hutten auf Frankenberg handeln könnte, bekräftigt Dr. Richard Schmitt mit der Äußerung: „Um wen sonst könnte es sich bei der Dame in Witwentracht handeln?“⁹

Anmerkungen

¹ OCHS, Irmgard (Hg.), Schloß Frankenberg. Baugeschichtliche Untersuchung, Pottstein/Frankenberg 2009.

² RÖSSNER, Volker, in: OCHS, Frankenberg 2009, S. 88.

³ HANNA Georg-Wilhelm, Ministerialität, Macht und Mediatisierung: Die Ritteradligen von Hutten, ihre soziale Stellung in Kirche und Staat bis zum Ende des Alten Reiches, Hanauer Geschichtsblätter Band 44, Hanau 2007, S. 720–740, hier: S. 733 A. 3997: In den Beständen der Städtische Sammlungen Schweinfurt, Inventar-Nummer: M-548 A und M-549 A. Gei F 27/10 A und 22 A, befinden sich zwei bisher nicht näher zuzuordnende Ölbilder. Sie zeigen einen Freiherrn und eine Freifrau von Hutten. Conrad Geiger (1751–1808) malte sie 1784 nach Vorlagen in der Größe 25 mal 18 Zentimeter auf Holz.

Bisher war nicht exakt bekannt, wer diese abgebildeten Personen sind und aus welchem Anlass die Bilder in städtischen Besitz gelangten. Weitere ovale Bilder gleicher Stilrichtung befinden sich in Schloss Steinbach bei Lohr am Main. Geiger hatte sie 1783 in Schweinfurt gemalt. Zeigt das eine Bild die Schloßherrin von Birkenfeld in recht weiblicher Pose, so ist sie auf einem 28,5 Zentimeter großen Pastellbild als etwa 60jährige Frau zu sehen. Durch Vergleiche mit weiteren Bildern dieses reisenden Künstlers konnte herausgefunden werden, dass es sich um den Ritterhauptmann Johann Philipp Friedrich von Hutten und seine Frau, geborene Rüdts von Collenberg, handelt.

⁴ Beim Brand und den daraus resultierenden Folgen der Offenheimer Stadtkirche im Jahr 1890 wurde die Grabstätte zerstört. Ursprünglich soll das Geschlecht der Voit von Salzburg „von Windheim“ geheißsen haben. Aufgrund ihres Amtes als Vögte auf der Salzburg bei Neustadt an der Saale änderten sie ihren Familiennamen. Der Besitz der Familie war verstreut, und die Voit von Salzburg waren in den drei Ritterkantonen Rhön-Werra, Steigerwald und Odenwald mit Nenzenheim und Ippesheim samt Reusch immatrikuliert, vgl. KÖBLER, Gerhard, Historisches Lexikon der deutschen Länder, München 21989, S. 582. Die Familie stellte viele Domherren in Würzburg und Bamberg und mit Melchior Otto Voit von Salzburg einen Würzburger Landrichter, Domkantor und schließlich 1642–1653 Bamberger Fürstbischof. Er ging in die Geschichte als Gründer der Bamberger Universität ein. Auch im Deutschen Orden begegnet uns mit dem Deutschmeister Eberhard Voit von Salzburg (gest. 1327) der Name. Später existierten von den Voit von Salzburg noch eine katholische Linie zu Rödelmeyer und eine evangelische Linie zu Salzburg, letztere seit 1715 im Freiherrnstand. Die Familie starb mit dem königlich-bayerischen Kammerherrn und Major Friedrich August Valentin Freiherr Voit von Salzburg (1795–1858) aus.

Der Kämmerer hinterließ eine bedeutende Münzsammlung, vgl. KEUNECKE, Hans-Otto, August Freiherr Voit von Salzburg, Erlangen 2009.

⁵ Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Bibliothek/Handschriftenabteilung, Trauer-carmina und Leichenpredigt, Sign.: 2 Rar. A 200/1506. – GEORGI, Jacob Friedrich, Jacobs letzten Willen ... Leichenpredigt für Friedrich Karl Voit v. Salzburg, Bayreuth 1740. – OESTERREICHER, P., Noch ein Wort über das Geschlecht der Voite von Salzburg, in: Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Unterfranken, 2.1 (1881), S. 192–196. – ROST, J. W., Bemerkung über die Fliger und Voite von Salzburg, in: Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Unterfranken, 3.1 (1835), S. 142–145. – SEYLER, Gustav Adalbert, Friedrich Carl Freiherr Voit von Salzburg, in: Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken, 12.3 (1874), S. 26–39.

⁶ HESSLER, Adam, 296 Burgen und Schlösser in Unterfranken und den angrenzenden Gebieten von Mittelfranken, Württemberg u. Baden, Würzburg 1909, S. 89.

⁷ StA Würzburg, Ortenburger Archiv Nr. 24. – StA Würzburg, Ortenburger Archiv Nr. 4566: Acta in Sachen von Scholley und von Gilsa contra Frau Ritterrätin von Hutten und Frau Geheimrätin Voit von Salzburg 1787–1788. – StA Würzburg, Ortenburger Archiv Nr. 4593: Wie vor: Erbschafts-Akten von Scholley. – StA Würzburg, Ortenburger Archiv Nr. 6592: Huttische Stammtafel für streitige Verhandlungen meist nach Biedermann gefertigt. – FvHutten, Fauser, S. 3: Sterbedatum.

⁸ Nach freundlicher Auskunft des Herrn Dr. Volker Rößner, Bamberg, vom 12. Juli 2009 handelt es sich um die einzige Erwähnung der Einrichtung des Appartements in den Beständen des Schlossarchivs.

⁹ Freundliche Stellungnahme von Herrn Dr. Richard Schmitt, Gebsattel, vom 28. Dezember 2009, der über den „Frankenberg, Besitz- und Wirtschaftsgeschichte einer reichsritterschaftlichen Herrschaft in Franken 1528–1806 (1848), Ansbach 1986, promoviert hat.

Medaillen für Heimatpflege und regionale Geschichtsforschung 2010



(Von rechts): Landrat Erich Pipa verlieh die Medaillen an Gerhard Blumenröder, Annita Rosenthal und Horst Nünke am 6. Oktober 2010 im Stucksaal des Langenselbolder Schlosses.

Landrat Erich Pipa hat Annita Rosenthal aus Nidderau, Horst Nünke aus Bruchköbel und Gerhard Blumenröder aus Gelnhausen mit der Medaille für Heimatpflege und Geschichtsforschung des Main-Kinzig-Kreises ausgezeichnet. Die Medaille wird seit 23 Jahren an Personen verliehen, die sich herausragende Verdienste um die regionale Geschichtsforschung und die Heimatpflege erworben haben. Die Verleihung im Stucksaal des Langenselbolder Schlosses wurde musikalisch von Yeojin Park, Kulturpreisträgerin des Jahres 2007, am Konzertflügel umrahmt.

„Wer seine Heimat liebt, muss sie auch verstehen; wer sie aber verstehen will, muss überall in ihre Geschichte zu dringen versuchen.“ Mit diesem Zitat von Jacob Grimm eröffnete Landrat Erich Pipa die Feierstunde.

Als erste zeichnete der Landrat **Annita Rosenthal** aus Nidderau aus. Annita Rosenthal ist bekannte Autorin zahlreicher Publikationen in und zur Mundartdichtung. „Als Initiatorin des „Windecker Wörterbuches“ hat sie zum Erhalt des heimatlichen Dialektes einen außerordentlichen Beitrag geleistet“, begründete Pipa die Verleihung der Medaille. So sei 1996 ihr ers-

ter Gedichtband „Hosde e bissie Zeid“ erschienen, 2003 folgte „Ach, woas ess die Weld so schie!“. Weiter publizierte sie mehrere Broschüren mit Anekdoten, Geschichten und Gedichten, außerdem zwei Märchenbände. Zusätzlich betreibt sie Heimatpflege in besonders sozialintegrativer Art, indem sie regelmäßig Veranstaltungen in Windecken und Umgebung in Altenheimen, bei Senioren-Treffs und in Behinderteneinrichtungen mit dem Vortrag ihrer Texte gestaltet. Als Mitglied des Vereins „Heimatfreunde Windecken 1910“ war sie bislang federführend bei 17 Mundartabenden und 34 Kaffeenachmittagen.

Horst Nünke aus Bruchköbel war von 1996 bis 2010 Vorsitzender des Geschichtsvereins Bruchköbel. „In diesem Zeitraum hat er maßgeblich die Bearbeitung der Bruchköbeler Geschichte sowie deren didaktische Vermittlung vorangetrieben“, machte Pipa in seiner Laudation deutlich. Auch heute sei er dem Verein eng verbunden. Horst Nünke zeichnet sich durch Veröffentlichungen und sachkundige Vorträge bei Stadt- und Museumsführungen aus. Außerdem betreut er ein systematisch geführtes Vereinsarchiv sowie die zwei ortsgeschichtlich rele-

vanten Museen mit Ausstellungs-konzeption und Sammlungsakquise. „Horst Nünke ist Motor eines lebendigen Vereinslebens und immer wieder Motivator bei der Vermittlung der interessanten Geschichte seiner Heimatstadt.“

Gerhard Blumenröder aus Gelnhausen wurde von Landrat Erich Pipa ebenfalls mit der Medaille für Heimatpflege und Geschichtsforschung des Main-Kinzig-Kreises ausgezeichnet. Von 1981 bis 1984 war er Vorsitzender des Geschichtsvereins Gelnhausen. Seit 1964 schreibt er für das Gelnhäuser Heimatjahrbuch, dessen Redaktion er seit mehreren Jahren angehört, sowie seit 1966 für die „Gelnhäuser Geschichtsblätter“, die er zeitweilig redaktionell betreute. Darüber hinaus ist er Vorstandsmitglied der „Vereinigung für Heimatforschung in Vogelsberg, Wetterau und Kinzigtal“ sowie beim „Verein für Hessische Geschichte und Landeskunde – Zweigverein Gelnhausen 1926“. Unter seinen vielfältigen, engagierten Arbeiten treten als besondere Leistungen auf dem Gebiet der Heimatpflege hervor: seine Forschung zur Numismatik, Veröffentlichung von Lebensbildern bedeutender Persönlichkeiten der Region, sowie die Veröffentlichung und Kommentierung alter Stadtansichten von Gelnhausen. „Schließlich war Gerhard Blumenröder federführend Mitinitiator beim Streben um die Erhaltung der ehemaligen Synagoge in Gelnhausen und wichtigste Kontaktperson zu jüdischen Familien der Stadt“, erläuterte Landrat Erich Pipa in seiner Laudatio.

„Ich danke Ihnen dreien von ganzem Herzen für das von Ihnen erbrachte ehrenamtliche Engagement auf dem Gebiet der Heimatpflege und Geschichtsforschung“, betonte Pipa. 22 Vorschläge zur Auszeichnung mit der Medaille für Heimatpflege und Geschichtsforschung des Main-Kinzig-Kreises sind in diesem Jahr beim Kreis-ausschuss eingegangen. ■

Ausstellung in Gelnhausen vom 1. September – 30. November 2011

Legalisierter Raub. Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden in Hessen 1933–1945

Eine Ausstellung des Fritz Bauer Instituts und des Hessischen Rundfunks mit Unterstützung der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen und des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst.

Dr. Bettina Leder-Hindemith

„Da mein Sohn außerordentlich begabt ist, wie auch sein Lehrer bestätigt, bitte ich Sie, mir das Klavier des evakuierten Juden zu überlassen“. Mit dieser Bitte trat 1942 ein Offenbacher Bürger an sein Finanzamt heran. Zu dieser Zeit waren die Finanzämter bereits mit der so genannten Verwertung des Eigentums der Deportierten befasst, das seit der 1941 erlassenen 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz dem „Reich verfiel“. Überall kam es zu öffentlich angekündigten Auktionen aus jüdischem Besitz: Tischwäsche, Möbel, Kinderspielzeug, Geschirr, Lebensmittel wechselten den Besitzer. Viele schrieben an die Finanzämter, um sich das begehrte Klavier oder die schönere Wohnung zu sichern.

Vorausgegangen waren ab 1933 zahlreiche Gesetze und Verordnungen, die auf die Ausplünderung jüdischer Bürger zielten. Umgesetzt wurden sie von Beamten der Finanzbehörden in Kooperation mit weiteren Institutionen. In der Folge verdiente das „Deutsche Reich“ durch die Reichsfluchtsteuer an denen, die es in die Emigration trieb, wie an denen, die blieben, weil ihnen das Geld für die Auswanderung fehlte oder weil sie ihre Heimat trotz allem nicht verlassen wollten. Davon erzählt die Ausstellung „Legalisierter Raub. Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden in Hessen 1933–1945“, die das Fritz Bauer Institut und der Hessische Rundfunk auf Einladung des Main-Kinzig-Kreises ab dem 1. September 2011 für drei Monate im Main-Kinzig-Forum in der Barbarossastraße, Gelnhausen, zeigen werden.

Die Vorgeschichte

Eine Ausstellung von Prof. Dr. Wolfgang Drexler im Stadtmuseum Düsseldorf

hatte 1998 die fiskalische Ausplünderung der Juden im Nationalsozialismus erstmals in das Blickfeld einer weiteren Öffentlichkeit gerückt: „Aktion 3'. Deutsche verwerten jüdische Nachbarn“ zeigte Unterlagen aus dem Bezirk der Oberfinanzdirektion Köln, doch die Ausstellung löste eine bundesweite Debatte aus. Sie warf einerseits erneut die Frage auf, was die deutsche Bevölkerung von der Ermordung der Juden gewusst hatte. Andererseits: Handelte es sich bei den nun veröffentlichten Dokumenten um Steuerakten, die dem Steuergeheimnis unterlagen oder handelte es sich um Akten der historischen Forschung?

Karl Starzacher, Hessischer Minister der Finanzen, wies die Finanzbehörden des Landes an, in ihren Beständen nach NS-Unterlagen zu suchen. Im Dezember 1998 übergab er im Rahmen einer Pressekonferenz vier Aktenkonvolute der ehemaligen Reichsfinanzverwaltung, die im Archiv der Oberfinanzdirektion Frankfurt am Main gelegen hatten, an Ignaz Bubis als Vorsitzenden des Zentralrates der Juden in Deutschland, an Moritz Neumann als Vorsitzenden des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Hessen sowie an Hanno Loewy als Direktor des Fritz Bauer Instituts in Hinblick auf ein am Institut bereits geplantes Forschungsprojekt. Seine Erkenntnisse und Fragen nach dem Studium der Akten formulierte er so: „Es wurden Tausende vertrieben, alles sprach dafür, dass sie nie mehr zurückkehren würden“, doch Zweifel, weshalb die Opfer, die angeblich nur in die sogenannten „Ostgebiete“ umgesiedelt werden sollten, keinerlei Möbel, Gebrauchsgegenstände oder Wäsche mehr brauchten, seien in der Finanzverwaltung offensichtlich nicht aufgekommen. Statt dessen habe sie die

Einziehung und Verwertung von Vermögen der Deportierten „reibungslos und ohne jede Skrupel“ administriert. Große Nachfrage aus der Bevölkerung verzeichneten die Dokumente auch nach dem gerade erst beschlagnahmten Besitz der Deportierten. Bei den öffentlichen Versteigerungen ihrer letzten Habseligkeiten sei der Zulauf „außerordentlich groß“ gewesen. Für Karl Starzacher ergab sich: „Sehr viele haben gewusst oder haben wissen können, was tatsächlich vor sich ging. Und nicht wenige haben von der Vertreibung der Juden profitiert.“

Forschungsprojekt

Auch in den hessischen Staatsarchiven lagen umfangreiche Aktenbestände zum Thema vor, aber es fehlte an einer zusammenhängenden Darstellung. 1999 stellte das Land Hessen die Mittel für ein Forschungsprojekt zur Verfügung, das vom Fritz Bauer Institut in enger Zusammenarbeit mit dem Hessischen Hauptstaatsarchiv durchgeführt wurde.

Die gesichteten Devisenakten, Steuerakten, Vermögenskontrollakten und Handakten jüdischer Rechtsanwälte zeigen, dass unterschiedliche Dienststellen in Finanzbehörden, Zollfahndung und Devisenstellen gemeinsam mit der Gestapo und anderen Organisationen in gesetzlich legalisierten Aktionen Sparbücher, Devisenguthaben und Wertpapierdepots jüdischer Bürgerinnen und Bürger einzogen. Sie belegten ihre Opfer mit Sondersteuern und Strafkontreibungen und versteigerten öffentlich das Hab und Gut der aus Deutschland Geflohenen oder Deportierten. Die Ausplünderung war ein wichtiger Teil der Vernichtungsmaschinerie und zugleich Bestandteil der NS-Kriegswirtschaft.



Installation der Ausstellung im ehemaligen IG-Farbenhaus in Frankfurt/M.

Die Ausstellung

Das Forschungsprojekt des Fritz Bauer Instituts bildete die Grundlage für die gemeinsam mit dem Hessischen Rundfunk konzipierte und realisierte Ausstellung sowie den Film „Der große Raub“ (hr, 2002). Die Ausstellung gibt einen Einblick in die Geschichte des legalisierten Raubes, in die Biografien von Tätern und Opfern. Die einleitenden Tafeln stellen Franz Soetbeer, Walter Mahr, Artur Lauinger, Paul Graupe, Alexander Fiorino, Fritz Reinhardt, Martin Buber, Waldemar Kämmerling sowie die Familien Guthmann, Cahn, Grünebaum, Reinhardt, Pacyna und Goldmann mit ihren Lebensgeschichten bis zum Jahr 1933 vor.

Ihnen allen begegnet der Besucher im Hauptteil der Ausstellung wieder, der – ausgehend von den Biographien und zu ihnen zurückkehrend – auf Tafeln und in Vitrinen erzählt, wie sich die Ausplünderung der jüdischen Bevölkerung vollzog, was sie für die Opfer bedeutete und wer die Täter waren.

Die Tafeln im Hauptteil der Ausstellung entwickeln die Geschichte der Tätergesellschaft und beginnen mit einem Rückblick auf die Zeit vor 1933: Die Forderung nach einer Enteignung der Juden gab es nicht erst seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten. Sie konnten vielmehr auf weit verbreitete antisemitische Klischees zurückgreifen, insbesondere auf das Bild vom „mächtigen und reichen Juden“, der sein Vermögen mit List und zum Schaden des deutschen Volkes erworben habe. Vor diesem Hintergrund zeichnet das 2. Kapitel die Stufen der Ausplünderung und die Rolle der Finanzbehörden in den Jahren von 1933 bis 1941 nach. Im nachgebauten Zimmer eines Finanzbeamten können die Ausstellungsbesucher in Aktenordnern

blättern: Sie enthalten u. a. Faksimiles jener Vermögenslisten, die Juden vor der Deportation ausfüllen mussten, um den Finanzbehörden die „Verwaltung und Verwertung“ ihrer zurückgelassenen Habseligkeiten zu erleichtern. Weitere Tafeln beschäftigen sich mit den kooperierenden Interessengruppen in Politik und Wirtschaft, aber auch mit dem „deutschen Volksgenossen“ als Profiteur. Schließlich wird nach der sogenannten Wiedergutmachung gefragt: Wie ging die Rückerstattung in Hessen und Berlin vor sich, wie erfolgreich konnte sie angesichts der gesetzlichen Ausgangslage und der weitgehend ablehnenden Haltung der Bevölkerungsmehrheit sein? Im Zentrum der Ausstellung stehen Vitrinen, die die Geschichten der Opfer erzählen: von Erich Ochs aus Hanau, von Frieda, Julius, Leopold und Johanna Kahn aus Groß-Gerau, von Familie Popper aus Kassel, von Familie Grünebaum aus Espa und vielen anderen. Manche Vitrinen zeigen neben Dokumenten und Fotografien kleine Objekte wie etwa den Klavierauszug, der Getrud Landsberg gehört hat: Sie sind durch Zufälle, dramatische und gelegentlich wundersame Umstände erhalten geblieben oder auch Jahrzehnte später wieder gefunden worden.

Die Ausstellung wandert seit ihrer ersten Präsentation in Frankfurt am Main im Mai 2002 sehr erfolgreich durch Hessen. Da für jeden Präsentationsort neue regionale Vitrinen entstehen, die sich mit der Geschichte des legalisierten Raubes in der Ausstellungsregion beschäftigen, „wächst“ die Ausstellung. Waren es bei der Erstpräsentation 15 Vitrinen, die die Geschichten der Opfer erzählten, sind es heute 68. Sie entstehen auf der Basis weiterer Recherchen und an manchen Orten in Zusammenarbeit mit Schülerinnen und Schülern.

Aufruf der Ausstellungsmacher an die Bevölkerung

Die Ausstellung „Legalisierter Raub. Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden in Hessen 1933–1945“ wird für die Präsentation im Main-Kinzig-Forum vom 01.09.–30.11.2011 mit einem neuen, regionalen Schwerpunkt versehen: Er wird sich mit der Ausplünderung von Juden in Gelnhausen und der Umgebung beschäftigen. Die Ausstellungsmacher rufen die Bevölkerung auf, sich an der Gestaltung zu beteiligen. Gesucht werden Dokumente, Briefe, Fotografien und Objekte aller Art, die von jüdischen Familien beispielsweise bei ihrer Auswanderung zurückgelassen oder Nachbarn zur Aufbewahrung übergeben wurden.

Ansprechpartnerinnen

Christine Raedler
Zentrum für Regionalgeschichte (ZfR)
Main-Kinzig-Kreis
Amt für Kultur und Sport
Barbarossastraße 16–18
63571 Gelnhausen
Telefon 06051-85-11219
christine.raedler@MKK.de

Dr. Bettina Leder-Hindemith
Hessischer Rundfunk
Telefon 069-1554038
Blederhindemith@hr-online.de

Auf Wunsch werden die Gespräche vertraulich behandelt.



Veranstaltungen und Termine 2011

09. JANUAR · 14.00–17.00 UHR
Brachtal-Museum
Schulwaldstraße 10, Brachtal-Spielberg
Letzte Öffnung des Museums vor der Winterpause
www.brachtal-museum.de

19. JANUAR · 20.00 UHR
Kinzighalle, Leipziger Straße,
Gelnhausen-Roth
Vortrag: „Tauerngold“ von Prof. Dr. Wolfgang Stoll
Kinzigtaler Mineralienclub
www.kinzigtaler-mineralienclub.de

26. JANUAR · 20.00 UHR
Aula Friedrich-August-Genth-Schule,
Wächtersbach
Dia-Vortrag: „Zur Geschichte der Bad Orber Kleinbahn“ von Bernd Schäfer
Heimat- und Geschichtsverein
Wächtersbach e.V.
www.hgv-waechtersbach.de

13. FEBRUAR · 13. MÄRZ · 10. APRIL
10.00–12.00 UHR · 14.00–17.00 UHR
Museum Großkrotzenburg
Sonderausstellung: „Kleidung aus vergangener Zeit“
Heimat- und Geschichtsverein
Großkrotzenburg e.V.
www.museum-grosskrotzenburg.de

14. FEBRUAR · 20.00 UHR
Bürgerhaus Bruchköbel, Bauernstube
Lichtbildvortrag: „Als DM kam“ von Rolf Tessner
Geschichtsverein Bruchköbel e.V.
www.geschichtsverein-bruchkoebel.de

23. FEBRUAR · 20.00 UHR
Aula Friedrich-August-Genth-Schule,
Wächtersbach
Dia-Vortrag: „Der Wächter am Bach – zur Geschichte des Wächtersbacher Stadtwappens“ von Dr. Jürgen Ackermann;
Dia-Vortrag: „Der Auweg – vom Feldweg zur Kreisstraße“ von Gerhard Jahn
Heimat- und Geschichtsverein
Wächtersbach e.V.
www.hgv-waechtersbach.de

25. MÄRZ · 19.30 UHR
Gaststätte „Zum goldenen Faß“,
Biebergemünd-Kassel
Vortrag: „Der Große Krieg im Reich und in der Region“ von Erhard Bus
Geschichtsverein Biebergemünd e.V.
www.geschichtsverein-biebergemuend.de

09. APRIL · 10.00 UHR
Saalbau Schmid, Nidderau-Eichen
Frühjahrstagung des Zentrums für Regionalgeschichte des Main-Kinzig-Kreises anlässlich des 975. Dorfjubiläums
ZfR, Amt für Kultur und Sport
www.mkk.de

14./15.05. · 12.06. · 10.07. · 14.08. · 11.09.
10.00–12.00 Uhr · 14.00–16.00 Uhr
Museum Großkrotzenburg
Präsentation der neuesten Grabungsergebnisse
Heimat- und Geschichtsverein
Großkrotzenburg e.V.
www.museum-grosskrotzenburg.de

01. MAI
Heimatmuseum Altenhaßlau
Hoffest am Heimatmuseum Altenhaßlau
(bitte Tagespresse beachten!)
Heimat- und Geschichtsverein
Linsengericht e.V.

02.–27. MAI
Main-Kinzig-Forum, Gelnhausen
Ausstellung: „Der Limes in Hessen“
Landesamt für Denkmalpflege Hessen
und ZfR
www.mkk.de

01.–30 JUNI
Main-Kinzig-Forum, Gelnhausen
Ausstellung: „Feind ist, wer anders denkt“. Eine Ausstellung über die Staatssicherheit der DDR.
Bundesbeauftragte für die Unterlagen der Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR und ZfR
www.mkk.de

28.–29. MAI
Gründau-Lieblös · Gelnhäuser Straße 2
Museumseröffnung in Gründau-Lieblös, Veranstalter Erich Latschenberger
(bitte Tagespresse beachten!)
Kinzigtaler Mineralienclub

06. AUGUST · 11.00 UHR
Heimat- und Geschichtsverein
Bad Soden-Salmünster e.V.
Museumshoffest: Vorführung alter Handwerke und Techniken, Sonderausstellung, Drehorgelkonzert
Heimat- und Geschichtsverein
Bad Soden-Salmünster e.V.

20. AUGUST · 15.00 UHR
Nidderau-Heldenbergen
Sommerfest des Vereins für Vor- und Frühgeschichte im unteren Niddertal e.V. mit Besichtigung der archäologischen Schausammlung
Verein für Vor- und Frühgeschichte im unteren Niddertal e.V.

01. SEPTEMBER–30. NOVEMBER
Main-Kinzig-Forum, Gelnhausen
Ausstellung: „Legalisierter Raub. Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden in Hessen 1933–1945“
Fritz Bauer Institut, Hessischer Rundfunk und ZfR
www.mkk.de

10. SEPTEMBER · 11.00 UHR
Ronneburg
Eröffnung der „Amana“-Straße zur Ronneburg
Geschichts- und Heimatverein
Ronneburg e.V.

11. SEPTEMBER · 14.00 UHR
Hüttengesäß · Altes Pfarrhaus
Ausstellung: „Erntearbeit vor 100 Jahren“
Geschichts- und Heimatverein
Ronneburg e.V.

17. SEPTEMBER · 10.00 UHR
Ab Bieberggrund-Museum
Führung zum „Tag des Geotops – Wie kam das Silber und Kobalt nach Bieber? – 10 Jahre Kulturweg „Bieberer Acht“,
Ganze Wegstrecke mit Joachim Lorenz (Kostenbeitrag für Erwachsene: 3,50 €)
Geschichtsverein Biebergemünd e.V.

9. OKTOBER · 13. NOVEMBER
10.00–12.00 Uhr · 14.00–17.00 Uhr
Museum Großkrotzenburg
Sonderausstellung: „Bierbrauer rund um Großkrotzenburg“
Heimat- und Geschichtsverein
Großkrotzenburg e.V.

MainKinzigGas schafft Arbeitsplätze in der Region.



*Über 300 Unternehmen und
Geschäftspartner mit
einem Umsatzvolumen von
rund 5,6 Mio. EUR im
Main-Kinzig-Kreis und Hessen.*

**main
kinziggas**
...Erdgas im Main-Kinzig-Kreis.

www.mainkinziggas.de



Sparkassen-Finanzgruppe
Hessen-Thüringen

Wir sind Ihnen verbunden – wann immer
Sie uns brauchen.

 Kreissparkasse
Gelnhausen

Gut zu wissen: Ihre Sparkasse kümmert sich um alle Ihre finanziellen Anliegen – um die zuverlässige Abwicklung Ihrer Überweisungen und Daueraufträge, um Ihre Geldanlagechancen, Ihre Vermögensfragen und die Zukunftsvorsorge. Wann immer Sie uns brauchen, wir sind für Sie da – persönlich, telefonisch, online. Wann hören wir von Ihnen? Kreissparkasse Gelnhausen. Gut für die Region. **Wenn's um Geld geht – Sparkasse.**